



Das Infomagazin der ELBE-Werkstätten GmbH

SCHWINDELFREI

Ausgabe 29
Sommer 2004



Interview:
Jan Fedder vom
Großstadtrevier

Zukunft der Arbeit in WfbMs:
Werden wir Opfer
der Globalisierung?

Special Olympics 2004 in Hamburg

www.ew-gmbh.de

Bitte weiterreichen!

EW

Elbe-Werkstätten GmbH

Gut, dabei zu sein!



Inhalt



Die Special Olympics in Hamburg
Titelthema S. 27



Berufsbildung mit Abschluss
EU-Projekt im BBB S. 20



Werden wir Opfer der Globalisierung?
Die Zukunft der Arbeit in WfbM S. 46



Kumpel Jan Fedder
Besuch beim „Großstadtrevier“ S. 54

<i>Editorial</i>		3
Harburg 1	Die „Zuarbeitsgruppe“: Arbeitsgruppe mit Freiräumen	4
Harburg 2 u. 3	Den „Kaputtmachern“ gehört die Zukunft	6
Meckelfeld	Bald geht's los! Der Umzug der Werkstatt Meckelfeld	8
Meckelfeld	Eine politische Bildungsreise nach Straßburg	9
Meckelfeld	„Betriebssport Radfahren“	10
Altona	Teilqualifizierende Berufsbildung	12
<i>Elbe im Bild</i>	<i>Bilder vom Sommerfest im Friesenweg</i>	14
Bergedorf	Außengruppe bei Pfannenberg	16
Reha-Konzeption	Die Stabsstelle für Rehakonzeption stellt sich vor	18
Gremien	Aus dem Elternbeirat	19
Kurznachrichten	Elbe-Werkstätten kurz gefasst	22
Werkstätten	Offenbach – eine Reise wert	23
<i>Elbe im Bild</i>		24
Werkstätten	Zusammenschluss der drei Hamburger Werkstätten	26
<i>Elbe im Bild</i>		27
Werkstätten	• Geht uns demnächst die Arbeit aus?	28
Pro und Contra	Ambulantisierung von Eingliederungsleistungen	34
EW persönlich	Clemens Wollmann, Günter Riefling	36
EW persönlich	Burcu Tecer, Rüdiger Frauenhoffer	38
Qualifizierung	Gartenprojekt im Stadtpark	40
<i>Elbe im Bild</i>		42
Titelthema	• Die Special Olympics in Hamburg	44
SF-Interview	• Redaktionsinterview mit Jan Fedder	50
Öffentlichkeitsarbeit	Fünf Regeln für eine gute Werkstatt-PR	59
Briefe	Offene Briefe aus der Werkstatt	62
Öffentl. Nahverkehr	Abenteuer HVV	64
Wohnen	Der Wohngruppenbeirat Süderelbe	66
Integration	Projekt „Ausgelagerte Arbeitsgruppen“	67
Autorenwettbewerb	Kerstin Brockmann „Die andere Perspektive“	68
Eigene Texte	HSV-Museum, Interview mit Birgit Hahn	72
<i>Schwindelfrei im Rückblick, Aus der Redaktion</i>		74



**Liebe Leserinnen,
liebe Leser,**

Am 1. Januar 2005 tritt die derzeit sehr heftig und kontrovers diskutierte Hartz IV-Gesetzgebung in Kraft. Sie beinhaltet die Bestimmung, dass Bezieher des „Arbeitslosengeldes II“ Arbeit annehmen müssen, die ihnen von ihrem sogenannten „Fallmanager“ aus der Arbeitsagentur zugewiesen wird.

Nach dem Willen der Bundesregierung geht es darum, Menschen aus der Langzeitarbeitslosigkeit wieder in Arbeit zu bringen und sie längerfristig in die Lage zu versetzen, selbst für sich und ihre Familien zu sorgen. Die Regierung propagiert das Prinzip „fördern und fordern“. Dafür sollen die Arbeitsagenturen in ausreichender Zahl Arbeitsplätze zur Verfügung stellen, die den Betroffenen einen Stundenverdienst von einem bzw. zwei Euro ermöglichen und die „zusätzlich“ und „gemeinnützig“ sein sollen.

In diesem Zusammenhang kommen auch die Werkstätten für behinderte Menschen ins Spiel. Sie sind aufgefordert, solche Arbeitsplätze zur Verfügung zu stellen und dadurch an der Wiedereingliederung von Langzeitarbeitslosen mitzuwirken. Wollen wir uns dieser Aufgabe beteiligen? Wollen wir langzeitarbeitslose Menschen zeitlich befristet Arbeit anbieten? Welche Arbeit kann das sein? Und welche Auswirkungen hat dies auf die Werkstätten?

Zunächst einmal: Werkstätten sind in ihrem Selbstverständ-



Jürgen Lütjens, Geschäftsführer

nis ein Betrieb für Menschen, die Arbeit brauchen und für die der allgemeine Arbeitsmarkt nicht offen steht, also eine „Einrichtung gegen Ausgrenzung“. Arbeit ist, so lautet unsere Philosophie, ein unverzichtbarer Teil des Menschseins.

Ich bin der Überzeugung, dass wir langfristig die derzeit scharfe Trennung zwischen Menschen mit Behinderungen und anderen Gruppen mit Eingliederungsproblemen nicht aufrecht erhalten können. Und wir sollten sie auch nicht aufrecht erhalten, wenn wir den Integrationsaspekt ernst nehmen. Integration muss sich ja nicht nur aus der Werkstatt heraus, sie kann sich auch in die Werkstatt hinein vollziehen.

Arbeit gibt es bei uns genug. Schließlich haben wir immer schon Hilfskräfte beschäftigt, etwa über den Zivildienst, der im Moment wohl ein Auslaufmodell zu sein scheint. Tätigkeiten, die die Zivis bisher übernommen haben, könnten in Zukunft vom Bezieher des

Arbeitslosengelds II übernommen werden, also Anleitungstätigkeiten im Gruppendienst und eine Unterstützung der Fachkräfte.

Hier beginnen aber auch schon die Gefahren. Wenn der Personenkreis unter Kostendämpfungsgesichtspunkten dazu genutzt wird, Fachkräfte aus ihrer Arbeit in der Werkstatt herauszudrängen, also z.B. festangestelltes Pflegepersonal durch pflegerisch ausgebildete 1-Euro-Kräfte zu erset-

zen, führt dies zu einer Entsolidarisierung. Wir wollen keine „Billigkräfte“, die die Arbeit des Fachpersonals tut.

Und noch eine weitere Gefahr könnte in dieser neuen Möglichkeit liegen: Wir müssen aufpassen, dass die qualifizierten und anspruchsvollen Arbeiten in der Werkstatt künftig nicht von Langzeitarbeitslosen getan werden und die Hilfstätigkeiten von behinderten Mitarbeitern. Das würde unserem eigentlichen Klientel Qualifizierungs- und Entwicklungsmöglichkeiten nehmen.

Ich bin also der Meinung: Ja zur Einbeziehung von langzeitarbeitslosen Menschen in die Werkstatt, aber mit der nötigen Vorsicht und Sorgfalt. Es ist die Aufgabe der jeweiligen Leitung vor Ort, die neuen Mitarbeiter so in die Arbeit einzubeziehen, dass dies nicht zu Lasten der behinderten Menschen oder des Personals geht.

**Jürgen Lütjens
Geschäftsführer**



Arbeitsgruppe mit Freiräumen

Die „Zuarbeitsgruppe“ im Betrieb Harburg 1



Vorlesezeit am Gruppentisch



Hans-Joachim Strauß beim Malen

Die Produktionsgruppe von Karin Jungclaus-Haase und Jürgen Höft im 1. Stock des Werkstattgebäudes am Nymphenweg weist gleich zwei Besonderheiten auf. Die erste: Zwei Gruppenleiter teilen sich eine Stelle. Die zweite: Die Gruppe beschäftigt leistungsgeminderte Mitarbeiter und verfolgt ein besonderes Konzept.

Für meinen Bericht in „Schwindelfrei“ besuche ich an einem Vormittag im Juli die Gruppe in ihrem hellen Gruppenraum und treffe auf eine für diesen Betrieb sehr ungewöhnliche Situation: An einem Tisch verrichten mehrere Mitarbeiter Verpackungsarbeiten, an einem anderen Tisch leitet Gruppenleiterin Karin Jungclaus-Haase das Herstellen von kleinen Tonfigürchen an. Eine Mitarbeiterin sitzt vor einem Memory-Spiel, ein anderer malt.

Ich frage die Gruppenleiterin nach der Idee, die hinter dieser Mischung von Arbeit und Beschäftigung steckt. „In unserer Gruppe“, so berichtet sie, „haben wir überwiegend leistungsgeminderte und ältere Mitarbeiter, die von der üblichen Werkstattarbeit überfordert sind. Wir bieten ihnen die Möglichkeit, dass sie weiter in ihrer gewohnten Werkstattumgebung bleiben können und dass sie am Arbeitsprozess Anteil haben, aber sie haben keinerlei Leistungsdruck. Zum Angebot gehören dementsprechend auch Beschäftigungs- und Entwicklungsmöglichkeiten.“

Die Gruppenarbeit, so erfahre ich, folgt einem wöchentlichen Stundenplan, der „Arbeits-“ und „Entwicklungs-Blöcke“ vorsieht. Im „Entwicklungsteil“ hat die Gruppe z.B. am Mittwochnachmittag die Turnhalle für sich und nutzt sie für Hockey, Spiele, Gymnastik und

Tanz. Der Dienstag dreht sich rund ums Essen mit Einkaufen, Backen und Kochen. Es gibt Bastel-, Werk- und Malangebote, kreative Angebote und auch Rechenkurse. Einzelne Mitarbeiter nehmen auch teil am Sport-, Tanz- oder Kreativangebot des Hauses.

In den Arbeitsphasen bearbeitet die Gruppe keine eigenen Aufträge, sondern sie versorgt sich mit Arbeiten aus dem gesamten Haus, überwiegend Verpackungstätigkeiten, aber auch Mailings oder andere Arbeiten. Wenn jemand während der „offiziellen“ Arbeitsphasen nicht in der Lage ist, eine Arbeit zu verrichten, dann kann er auch auf die Beschäftigungsangebote zurückgreifen.

13 Mitarbeiter hat die Gruppe zur Zeit, so berichtet mir Karin Jungclaus-Haase. Vor etwas über einem Jahr, im März 2003, wurde sie von einer „regulären“ Arbeitsgruppe in eine „Zuarbeitsgruppe“



Karin Döhring spielt Memory

mit diesem neuen Konzept umgewandelt. Seither haben einige Mitarbeiter die Gruppe verlassen, andere wurden neu aufgenommen und auch einige „Kurzzeitplätze“ sollen künftig für Mitarbeiter anderer Gruppen zur Verfügung stehen, die für einige Zeit diese Entlastung brauchen.

Karin Jungclaus-Haase hatte vorher im Berufsbildungsbereich der Werkstatt gearbeitet. „Ich musste auf eine halbe Stelle reduzieren“, so erzählt sie, „und das war im Berufsbildungsbereich nicht möglich. Hier in dieser Gruppe bot es sich aber an, und meine beruflichen Erfahrung hilft mir, Betreuungs- und Entwicklungsangebote zu machen, die hier gefordert sind.“

„Und wie funktioniert die Teilung einer Gruppenleiterstelle in zwei Halbtagsstellen?“, möchte ich wissen. „Das geht besser, als viele sich das vorstellen können“, ist die Antwort. „Mein Kollege Jürgen Höft arbeitet jeweils in der einen Woche, ich in der zweiten. Am Mittwoch haben wir eine zwei-stündige Übergabezeit, d.h. wir arbeiten beide jeweils eine Stunde mehr, als eine halbe Stelle ausmachen würde. In dieser Zeit geben wir alle wichtigen Informationen weiter und planen gemeinsam die Woche. Daneben schreiben wir ziemlich ausführlich auf,

was wir tun und was passiert ist.“

„Und wie kommen die Mitarbeiter mit diesen zwei Bezugspersonen zurecht?“, frage ich weiter. Die Antwort überrascht mich: „Sie können sich gut darauf einstellen. Zu dem einen habe ich einen engeren Bezug, zu dem anderen hat es Jürgen. Beide bringen wir unterschiedliche Fähigkeiten in die Gruppenarbeit ein, und so haben die Mitarbeiter sogar eine vielseitigere Anleitung und Betreuung, als wenn sie es nur mit einem Gruppenleiter zu tun hätten. Übrigens sind wechselnde Betreuungssituationen in Wohngruppen auch die Regel.“

Können zwei Gruppenleiter mit jeweils einer halben Stelle eine solche arbeitsintensive und schwierige Gruppe allein betreuen? Nein, sie können es natürlich nicht. Ihnen zur Seite stehen üblicherweise ein Zivildienstleistender und auch eine Jahrespraktikantin. Miriam Ölscher, die an drei Tagen in der Woche ihr Fachoberschulpraktikum hier absolviert, schließt gerade ihre Praktikumszeit ab. Sie wird ersetzt durch eine Mitarbeiterin im Freiwilligen Sozialen Jahr. „Manchmal ist es nicht ganz einfach hier“, resümiert sie ihre Zeit. „Wir haben Mitarbeiter, die sehr unruhig sind, die viel Betreuung benötigen oder viel individuelle Anleitung bei ihren Tätigkeiten brauchen. Aber es



Andrea Leibrock liest in Schwindelfrei

war eine gute Zeit, die mir auch Spaß gemacht hat, z.B. wenn Karin am Nachmittag der Gruppe etwas vorgelesen hat.“

Voll gepackt mit Informationen will ich den Gruppenraum schon wieder verlassen, da spricht mich Hans-Joachim Strauß noch einmal an. „Dieter“, fragt er mich, „hast Du nicht noch eine Schwindelfrei für mich?“ Hans-Joachim Strauß ist vielleicht der größte Fan unseres Heftes. Wo immer er kann, ergattert er ein überzähliges Exemplar. „Leider nicht. Aber warte auf die neue Ausgabe“, vertröste ich ihn. „Darin bist Du dann endlich auch selber einmal zu sehen.“ db

*Die Zuarbeitsgruppe Harburg 1, das sind: Peter Becker, Frank Busch, Dieter de Boer, Pjotr Ceglarek, Karin Döhring, Peter Eickhof, Fred Heine-mann, Nesrin Incesu, Andrea Leibrock, Thomas Rodewald, Thomas Rolnicki, Marco Schneeclaus, Hans-Joachim Strauß;
Gruppenleiter: Karin Jungclaus-Haase, Jürgen Höft*



Elektrorecycling – Chancen und Risiken der künftigen Gesetzgebung

„Den Kaputtmachern gehört die Zukunft“

Seit ca. 10 Jahren arbeiten in den Elbe-Werkstätten behinderte Menschen im Recycling von Elektroschrott. 25 Mitarbeiter bewältigen derzeit im Betrieb am Harburger Hafen etwa 150 Tonnen pro Jahr. Damit liegt das Team in etwa im bundesdeutschen Werkstättendurchschnitt. Insgesamt 80 Werkstätten zwischen Flensburg und München engagieren sich derzeit im Recyclingbereich, und ihre gesamte Verarbeitungsleistung beträgt 15.000 Tonnen pro Jahr. Für die Auftragsakquisition muss unser Recyclingteam nicht selber sorgen. Das übernimmt die „Genossenschaft der Werkstätten“, abgekürzt GDW Nord, die für acht Recyclingbereiche in norddeutschen WfbM Verträge mit Kommunen und mit Großbetrieben wie Axel Springer oder Beiersdorf abschließt.



Nun kommt Bewegung in die Recyclingszene. Seit Anfang 2003 gibt es eine EU-weite Richtlinien über die Entsorgung gebrauchter Elektro- und Elektronikgeräte. Diese Richtlinie verpflichtet die nationalen Regierungen, EU-Recht bis Mitte 2005 in nationales Recht umzusetzen. In Deutschland ist ein Elektro- und Elektronikgerätegesetz, abgekürzt „ElektroG“, in Vorbereitung, das bis zum 15.8.2005 in Kraft treten soll. Realistischer scheint momentan der 1.1.2006 zu sein. Dieses

Gesetz wird die Produzenten von Elektrogeräten oder – wenn es sich um Importgeräte handelt – deren Verkäufer in die Pflicht nehmen. Sie müssen die Entsorgung und Verwertung von Altgeräten organisieren und für die entstehenden Kosten aufkommen.

Man geht im Moment davon aus, dass pro Bundesbürger in jedem Jahr vier kg Elektroschrott anfallen und entsorgt werden müssen. In dieser Menge enthalten sind nicht die Schrottmengen aus dem ge-

werblichen Bereich, es handelt sich also lediglich um privat genutzte Elektronikgeräte. Nach dieser Rechnung fallen pro Jahr in der Bundesrepublik 330.000 Tonnen Elektroschrott an, auf Hamburg bezogen wären dies 7.000 Tonnen. Nach einer Berechnung des Umweltministeriums des Landes Baden-Württemberg dürfte die Sammlung, Entsorgung und Verwertung von einem Kilogramm Elektroschrott jährlich pro Bundesbürger ca. 2,50 € kosten. Darin enthalten sind die Kosten für



Fotos:
Im Elektrorecycling-
bereich des Betriebs
Harburg 3

Transporte und die Logistik der Annahmestellen, das Fraktionieren bzw. Zerlegen, das Schreddern und die Rückführung der Werkstoffe bzw. die Entsorgung der Schadstoffe. Hinzu kommt die Überwachung des Prozesses und der Support für alle Bereiche. Hier entsteht also ein Markt mit einem Gesamtvolumen von knapp 800 Mio. EURO im Jahr, ein Markt, um den sich eine Reihe von Wettbewerbern streiten. Es könnte passieren, dass aufgrund der neuen Gesetzeslage die Kommunen keine Aufträge mehr vergeben können. Die meisten Werkstätten für behinderte Menschen haben derzeit Verträge mit Kommunen und entsorgen die dort anfallenden Geräte. Damit wären die WfbM's als kleine lokale Anbieter aus dem Spiel. Um dem entgegenzuwirken, laufen die Planungen und Überlegungen derzeit auf Hochtouren, und zwar sowohl auf unterschiedlichen Ebenen:

- Auf lokaler Ebene, z.B. im Rahmen der LAG in Hamburg,
- auf regionaler Ebene innerhalb der einzelnen Genossenschaften der WfbM, von denen es bundesweit immerhin fünf gibt,
- auf bundesweiter Ebene, wo die Genossenschaften mittlerweile eine Dachorganisation gründen, die sich „Deutsche Werkstättenkoordination“ nennt und ihren Sitz in Berlin nehmen soll.

- Und schließlich gibt es ein Projekt auf europäischer Ebene, in das derzeit 8 Länder involviert sind, nämlich Spanien, Frankreich, Deutschland, die Niederlande, England, Irland, Dänemark und Schweden. Gemeinsam mit einer spanischen Unternehmensberatung mit Sitz in Brüssel bereiten sich diese nationalen Partner auf die Umsetzung der neuen EU-Richtlinie vor. Allesamt sind sie Vertreter von Behindertenorganisationen, die im Bereich Elektromontage tätig sind bzw. tätig werden wollen.

Deutschland ist in diesem internationalen Gremium mit der GDW Nord vertreten, und diese organisierte im Juni eine Fachtagung in unserem Harburger Betrieb. Es stellte sich heraus, dass Deutschland derzeit die meisten praktischen Erfahrungen unter allen Beteiligten hat und dass für ein EU-weit abgestimmtes Vorgehen derzeit die Bedingungen noch nicht klar sind. Ein weiteres Treffen dieser Runde ist für September vorgesehen.

Welche Schlüsse lassen sich in dieser etwas verworrenen Situation für den Fortbestand des Recyclingbereichs in den Werkstätten ziehen?

1. Die Werkstätten müssen sich im Verteilungskampf um die entstehenden Rücknahme-

mengen als ernstzunehmender Anbieter profilieren. Das wird nur auf überregionaler bzw. nationaler Ebene möglich sein.

2. Die zu bewältigenden Mengen werden deutlich gesteigert werden müssen, entweder durch eigene Investitionen oder durch Kooperation mit einem größeren Entsorger, für den die Werkstätten als Subunternehmer tätig sind.
3. Trotz aller Technik bleibt im Recyclingbereich auch immer der Einsatz von Handarbeit erforderlich, für den die Werkstätten Spezialisten sind. Hier liegt die eigentliche Chance – übrigens, wie unsere Recyclinggruppe in Harburg 3 zeigt, auch für Arbeiten, in die Menschen mit schwereren Behinderungen einbezogen werden können.
4. Als Anbieter hat nur derjenige am Markt eine Chance, der umfassende Lösungen anbieten kann. Dazu gehört neben Transport und Logistik auch die Wiederverwertung oder Entsorgung der Stoffe. Wenn diese Aufgabe nicht im Verbund mit einem überregionalen Recyclingunternehmen geleistet werden kann, müssen die GDW's oder ihre Dachorganisation sie selber abdecken. Für die einzelne Werkstatt wäre dies wohl eine Überforderung.

Fazit: In der neuen gesetzlichen Verordnung zum Recycling liegt eine große Chance für die Werkstätten, wenn sie sich professionell und flexibel zeigen. Denn – so titelte die ZEIT am 29.07 2004: „Den Kaputtmachern gehört die Zukunft.“ **db** **7**



Bald geht's los!

Der Umzug der Werkstatt Meckelfeld

Stellen Sie sich vor, Sie hätten eine psychische Behinderung, Sie lebten in Hamburg-Harburg und hätten sich vor etwa fünf Jahren entschieden, auf einem Werkstattarbeitsplatz zu arbeiten. Fünfmal die Woche würden Sie dann in das niedersächsische Meckelfeld fahren, denn dort befindet sich der Zweigbetrieb der Elbe-Werkstätten GmbH für Menschen mit einer psychischen Erkrankung. Sie würden dort vielleicht Hilfsmittel für blinde Menschen in die dritte Welt versenden, Akten mikroverfilmen oder Schwimmwesten komplettieren. Wahrscheinlich würden Sie sich sehr wohl fühlen in dieser Werkstatt. Allerdings hätten Sie – wie alle Ihre Kollegen – schon lange unter der zunehmenden räumlichen Enge zu leiden. Die Siebdruckabteilung ist mittlerweile ausgezogen und die neu eröffnete Buchbinderei hat gleich an einem anderen Standort angefangen.

Aber jetzt, kann ich Ihnen versichern, ist für Sie und Ihre Werkstattkollegen Land in Sicht. Schluss mit eng. In wenigen Monaten werden Sie in einem niegelagerten Werkstattegebäude arbeiten können und das auch noch viel näher an Ihrem Wohnort – nämlich im Harburger Stadtteil Hausbruch an der Cuxhavener Straße. Dort nämlich entsteht zur Zeit das Ersatzgebäude für die Werkstatt Meckelfeld, ausgelegt auf ca. 100 Personen. Baubeginn war im Mai 2004, mit der Fertigstellung ist Mitte Januar 2005 zu rechnen. Von Anfang Februar an soll der Betrieb dann am neuen Standort anlaufen. Die Werkstatt trägt dann die Bezeichnung „Elbe 7“. Analog zu den Feuerschiffen auf der Elbe bezeichnen sich die Elbe-Betriebe nämlich zukünftig mit einfachen Zahlen. Die zur Zeit getrennten Arbeitsbereiche werden im neuen Gebäude wieder zusammengeführt und auch eine Neuerung wird es geben: Der Betrieb verfügt über eine eigene Küche, so dass eine Küchen- und Hauswirtschaftsgruppe entstehen kann.

fenen Arbeitsplatz im Lagerbereich oder im Hausservice zu wechseln. Aber wie bisher stehen Ihnen auch andere Möglichkeiten offen: Die Arbeit außerhalb der Werkstatt, vielleicht im Staatsarchiv oder in der Rieckhof-Kneipe, vielleicht auch in der Staats- und Universitätsbibliothek im Digitalisierungsbereich.

Hundert Plätze im neuen Haus sind nicht viel, wenn die Nachfrage psychisch erkrankter Menschen nach Arbeitsplätzen weiter so anhält wie in den letzten Jahren. Die Werkstatt stellt sich schon darauf ein. Sie organisiert zur Zeit das Eingangsverfahren neu und damit auch die Eingliederungs- und Hilfeplanung. Die Berufliche Bildung ist in Zukunft nicht mehr nur an die Werkstatt gebunden, sie kann auch in Betrieben des Ersten Arbeitsmarktes durchgeführt werden. Es werden immer mehr Arbeitsplätze außerhalb der Werkstatt entstehen. Vielleicht können Sie sich damit Ihren heimlichen Wunsch erfüllen, wieder eine Tätigkeit in einem Betrieb des ersten Arbeitsmarktes aufzunehmen. Vielleicht sogar in Ihrem alten und noch nicht ganz verlernten Beruf.

Die Sicherheit der Werkstatt können Sie dabei im Hintergrund behalten. Eine „ambulante Fachkraft“, also ein Gruppenleiter auf Reisen, wird Sie regelmäßig an Ihrem Arbeitsplatz aufsuchen. Vielleicht haben Sie aber auch Lust eine Lehre zu machen. In der neuen Küche könnte das möglich sein, vielleicht auch in anderen Bereichen der Werkstatt.

Eines ist sicher: Im Januar wird sich Ihr Leben – zumindest Ihr berufliches Leben – sehr verändern. Freuen Sie sich ruhig schon darauf! db



*Ansichten
der neuen
Werkstatt-
gebäude in
Hausbruch*





Eine politische Bildungsreise nach Straßburg

Meckelfelder besuchen das EU-Parlament

Eine kleine Delegation aus unserem Betrieb Meckelfeld, bestehend aus der Gruppenleiterin, Christl Petrik-Schmitz, einem Zivildienstleistenden und drei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, reisten im März 2004 nach Straßburg. Sie beteiligten sich an einer politischen Bildungsreise zum Europaparlament, zu der die Hamburger Abgeordnete, Christa Ranzio-Plath, eingeladen hatte. Es war die letzte Gelegenheit, Frau Ranzio-Plath an ihrem Arbeitsplatz zu besuchen, da sie kurze Zeit später aus ihrem Amt ausschied. Die An- und Abreise mit dem Omnibus nahm jeweils einen Tag in Anspruch, so blieben zwei Tage, ein Dienstag und ein Mittwoch, für die politischen Informationen und die touristischen Teile des Besuchs.

Im Mittelpunkt stand die Arbeit des Parlaments und der EU-Gremien. Diese Arbeit stellten verschiedene EU-Experten den Reiseteilnehmern vor. Da in Straßburg gerade EU-Sitzungswoche war, war auch eine Stunde im Plenarsaal eingeplant. Die Besucher bekamen einen Live-Eindruck von einer Diskussion über Fischereifragen, aber auch von den Schwierigkeiten, unter denen das Europäische Parlament arbeitet. Nach Beitritt der neuen EU-Mitglieder müssen alle Dokumente z.B. in 25 Sprachen übersetzt werden.

Um den Tourismus nicht zu kurz kommen zu lassen, war am Mittwochvormittag eine Fahrt in Elsaß vorgesehen. Im Städtchen Obernai erhielt die Gruppe eine kleine Stadtführung, daran schloss sich ein Stadtrundgang durch die Straßburger Altstadt an, mit der Besichtigung des Mün-

sters und seiner berühmten astronomischen Uhr.

Die Teilnehmer nächtigten in Zweibettzimmern in einer eher einfachen, aber ausreichenden Unterkunft. Sehr üppig, wie dies auch nicht anders zu erwarten war, war jedoch das berühmte elsässische Essen.

Ziemlich geschafft, aber voller Eindrücke und Informationen kehrte die kleine Gruppe am Abend des 11. März wieder nach Hamburg zurück.





Radrennen bei den Special Olympics

Betriebsport

„Radfahren“

Neun Monate lang hat Torsten Bodendick sich auf sein großes Ziel vorbereitet: Er wollte eine olympische Medaille gewinnen. Jede Woche hat er dafür hart trainiert. Langstreckenfahren, Sprints, auch Mannschaftsfahren, und dann hat es tatsächlich geklappt. Im 5000-Meter-Rennen sprang für ihn die Bronzemedaille heraus. Torsten Bodendick hat nicht an der Olympiade in Athen, sondern an den Special Olympics in Hamburg teilgenommen und das Training fand nicht bei einem Radsportverein, sondern im Rahmen des Sportangebotes der Werkstatt Meckelfeld statt.



Das Meckelfelder Radrennteam

Im norddeutschen Raum ist das Radfahren als Behindertensportart bisher allerdings leider nicht sehr verbreitet. Die olympische Konkurrenz kam aus Thüringen, Westfalen, Berlin oder Bayern.

Frank Schmidt und Hauke Evers, Gruppenleiter im Berufsbildungsbereich, hatten sich das ehrgeizige Ziel gesetzt, mit einer Radfahr-Mannschaft an den Special Olympics teilzunehmen. Schließlich hatten sie im Rahmen der Beruflichen Bildung jahrelang schon Fahrräder für Mitarbeiter und Kollegen ihres Betriebes repariert, und so nutzen sie die Straßen und Wege des ländlichen Seevetals für regelmäßige Trainingseinheiten von jeweils ein bis zwei Stunden pro Woche.

Am schwierigsten, so berichteten sie im Nachhinein, war das Training für den anspruchsvollen Mannschaftswettbewerb. Wie beim Mannschaftsfahren der Tour de France mussten von vier Rennfahrern drei gemeinsam ins Ziel kommen, gewertet wurde die Zeit des Dritten. Die Gruppe musste also zusammenbleiben, im Windschatten fahren und sich in der Führungsarbeit abwechseln. Für die Elbe-Mannschaft reichte es am Ende für einen fünften Platz. An-

sonsten hatten die vier männlichen und die eine weibliche Sportlerin einen wahren Medaillenregen abbekommen. Es gab eine Gold-, eine Silber- und zwei Bronzemedailen.

Trotz des schlechten Wetters war die Olympiade eine herausragende Veranstaltung: Die Sportler und ihre Trainer hatten Kontakt zu Radfahrern anderer Werkstätten und Wohnheimen, ließen sich berichten, wie die ihr Training angehen und staunten über das zum Teil sehr professionelle Equipment. Sie fanden auch Kontakt zu Hamburger Radsportvereinigungen z.B. zur RV Germania, die spontan eine Einladung für Trainingseinheiten auf ihrer Radrennbahn aussprach.

Die Special Olympics waren eine hohe Motivation für die Teilnehmer und ihre Betreuer. Auch künftig will die Mannschaft regelmäßig trainieren und Hauke Evers und Frank Schmidt laden Interessenten aus anderen Betrieben der Elbe-Werkstätten ein, sich ebenfalls am Training zu beteiligen. Sommer's

wie Winter's wird es jeweils am Freitag zwischen 13.30 Uhr und 15.30 Uhr stattfinden. Bei schlechtem Wetter kann es schon mal eine Gymnastikeinheit geben. Voraussetzung ist übrigens ein eigenes Rad, ein Fahrradhelm sowie die Bescheinigung vom Hausarzt, dass der oder die InteressentIn am Radsport teilnehmen kann.

Sicher wird das Team sich wieder an den nächsten Special Olympics in zwei Jahren beteiligen. Aber wer weiß, vielleicht ist ja auch die Teilnahme an anderen Radsportveranstaltungen für Amateure möglich oder auch eigene Spezialveranstaltungen im Bereich des Behindertensportes. Im norddeutschen Raum – mussten die Meckelfelder feststellen – ist das Radfahren als Behindertensportart bisher allerdings leider nicht sehr verbreitet. Die olympische Konkurrenz kam aus Thüringen, Westfalen, Berlin oder Bayern. Aber was nicht ist, kann ja noch werden und für Torsten Bodendick soll es beim nächsten Mal mindestens eine Silbermedaille sein. *db*



Teilqualifizierende Berufsbildung

Die Elbe-Werkstätten starten ein EU-Projekt im Berufsbildungsbereich

Berufliche Bildung in der Werkstatt, das ist bisher Qualifizierung „für den Hausgebrauch“, werkstattintern, ohne anerkannten Abschluss, als eine Vorbereitung auf eine berufliche Zukunft im Werkstattrahmen. Dass es auch anders geht, möchten die Elbe-Werkstätten unter Beweis stellen. Aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds finanzieren sie ein Pilotprojekt, das gleich drei Neuerungen enthält:

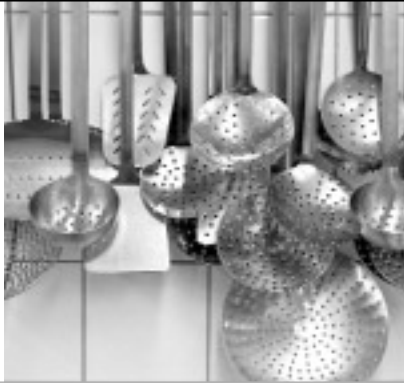
1. Es qualifiziert die Teilnehmer in Betrieben des Ersten Arbeitsmarktes und bereitet sie dadurch auf spätere Berufstätigkeit in solchen Betrieben vor.
2. Es ist dual angelegt, das heißt, die Teilnehmer erhalten neben der Fachanleitung in der Praxis auch einen zugehörigen Unterricht in ihrem jeweiligen Ausbildungsgebiet.
3. Der Qualifizierungsgang endet mit einem anerkannten Abschluss nach dem Berufsbildungsgesetz.

An diesem Projekt beteiligt sind alle vier Werkstätten für behinderte Menschen in Hamburg. Die Antragstellung und Projektleitung liegt bei den Elbe-Werkstätten. Gleich vier Ausbildungsbereiche wollen die Projektpartner entwickeln:

- Servicehelfer in der Gastronomie
- Küchenhelfer in der Gastronomie
- Servicehelfer im Hotel
- Helfer im Einzelhandel

Die Qualifizierung richtet sich in erster Linie an Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Berufsbildungsbereiches und dort soll die





Ziel dieser Ausbildung ist ein Arbeitsplatz im Qualifizierungsbetrieb



Ausbildung nach Ende der Projektphase auch etabliert werden. Es können sich aber auch Mitarbeiter aus dem Produktionsbereich der Werkstätten qualifizieren lassen. Jede der vier Gruppen hat die Stärke einer Berufsbildungsgruppe, umfasst also sechs Personen. Vier Tage in der Woche sind die TeilnehmerInnen in Betrieben des Ersten Arbeitsmarktes tätig und werden dort von ihren Anleitern und Anleiterinnen begleitet. Für jeden Teilnehmer steht ein passgenauer, möglichst wohnortnaher Arbeitsplatz in einem der Betriebe zur Verfügung. Am fünften Wochentag erhalten sie Berufsschulunterricht in der Berufsschule an der Uferstraße. Hinzu kommen vier Unterrichtsblöcke pro Jahr von jeweils drei Wochen Länge in der Werkstatt, in denen die fachtheoretischen Anteile vertieft werden.

Für die Ausarbeitung und Aufbereitung dieser Fachtheorie steht jeweils eine Lehrkraft zur Verfügung.

Die Unterrichtsinhalte sind in Module gegliedert und werden entsprechend den Fähigkeiten und Interessen der TeilnehmerInnen zu individuellen Qualifizierungsverläufen zusammengestellt, so dass für jeden Teilnehmer ein auf ihn zugeschnittenes Ausbildungsprofil entsteht. Die Qualifizierung endet mit einem Zertifikat, das die individuell erworbenen Ausbildungsinhalte beschreibt. Der Abschluss wird nach dem Berufsbildungsgesetz von den für den jeweiligen Ausbildungsgang zuständigen Behörden oder Kammern anerkannt.

Ziel dieser Ausbildung ist ein Arbeitsplatz im jeweiligen Qualifizierungsbetrieb, entweder in Festanstellung oder als Außenarbeitsplatz der Werkstatt. Dass ein solches langfristiges Eingliederungskonzept gelingen kann, hat bereits das „Ambulante Arbeitstraining“ bewiesen, das die Hamburger Arbeitsassistenz mit 80% Vermittlungserfolg seit Jahren

durchführt. Und auch der Qualifizierungsgang „Externer Berufsbildungsbereich Pflege und Hauswirtschaft“ speziell ausgerichtet auf Altenpflegeeinrichtungen, den die Elbe-Werkstätten bereits seit drei Jahren anbieten, hat einen hohen Vermittlungserfolg erbracht.

Nach Ende der Projektlaufzeit vom Anfang des Jahres 2007 an, werden dann auch die vier neuen Qualifizierungsgänge zum Regelangebot der Hamburger Werkstätten gehören. Dies wird die Wahlmöglichkeiten behinderter Menschen zwischen unterschiedlichen Arbeits- und Beschäftigungsmöglichkeiten inner- und außerhalb der Werkstatt verbessern. db

Wer mehr über das ESF-Projekt erfahren möchte, erhält Informationen bei der Projektleiterin Gundula Hildebrandt Rufnummer: 040 / 88906-0 oder per Mail unter ghildebrandt@ew-gmbh.de



Bilder vom Sommerfest am Friesenweg







„Ich arbeite bei Pfannenberg“

EW-Arbeitsgruppe montiert Luftfilter im Betrieb des Auftraggebers

Die Firma Pfannenberg ist ein mittelständisches Unternehmen mit 260 Mitarbeitern. Ihr Stammsitz ist Hamburg-Allermöhe. Pfannenberg ist weltweit tätig und hat Tochterunternehmen in Italien und Frankreich, in Amerika und in Singapur. Bekannt wurde die Firma, als sie vor einem Jahr den Pariser Eiffelturm mit 20.000 Blitzleuchten in ein Lichtkunstwerk verwandelte. Das Stammwerk an der Werner-Witt-Straße in Allermöhe liegt nur wenige Kilometer vom Elbe-Betrieb Bergedorf entfernt. Vielleicht war es diese räumliche Nähe, vielleicht waren es die guten Geschäftskontakte, vielleicht auch die innovative Ausrichtung von Pfannenberg: seit dem Jahre 2002 arbeiten jedenfalls Elbe-Mitarbeiter vor Ort im Betrieb Pfannenberg an einer Auftragsfertigung. Im ersten Versuch waren es vor zwei Jahren nur 2 Personen, die am Band integriert waren. Mittlerweile ist es eine eigenständige Gruppe von 8 Stammmitarbeitern, die bei Auftragspitzen auf bis zu 14 Personen aufgestockt werden können.

Ich besuche die Gruppe in ihrer großen Fertigungshalle an der Werner-Witt-Straße. Gruppenleiter Thorsten Kühn nimmt mich in Empfang. Ich wundere mich, denn auf mehreren hundert Quadratmetern produzieren nur die acht EW-Mitarbeiter. Sie sind sozusagen unter sich. „Dies ist eine ehemalige Lagerhalle, die nach 16.00 Uhr für das Austesten von Prototypen genutzt wird“, erklärt Thorsten Kühn diesen Umstand. Nach wie vor dient sie auch als Lager. Die Arbeitsplätze sind hell und gut belüftet, ein ruhiger Arbeitsplatz, an



Luftfiltermontage bei Pfannenberg

dem sich die Kollegen wohlfühlen können. Luftfilter produziert die Gruppe, genauer gesagt „Austrittsfilter“ für Schaltschränke in der Industrie. Die Komponenten werden zusammengesteckt und verpackt. Die Schwierigkeit liegt in der Vielzahl der Kombinationsmöglichkeiten. Zwei Typen gibt es in vier bzw. fünf verschiedenen Größen, ausgestattet auch noch mit einem unterschiedlichen Innenleben. Da gilt es, genau aufzupassen. Die Endkontrolle ist wichtig. Hat es schon Reklamationen gegeben? „Ja, eine“, sagt Thorsten Kühn. „Ausgerechnet gestern. 200.000 Stück haben wir bereits ausgeliefert und dies war die erste Fehlermeldung.“ Immerhin noch eine tolle Quote, wie ich finde.

Wie sieht der Vertrag mit der Firma Pfannenberg aus? „Wir haben einen Rahmenvertrag mit einer Mindestproduktionsmenge von 170.000 Stück im Jahr, nach oben hin sind die Mengen flexibel. In diesem Jahr werden wir sie deutlich überschreiten“, berichtet

Thorsten Kühn. Arbeitet die Gruppe auf Vorrat oder produziert sie zeitnah? „Wir haben einen kleinen Puffer, aber eigentlich arbeiten wir sehr nah an der Produktion. Mit Denis Meyerholz, der für Pfannenberg die Auftragsabwicklung plant, setze ich mich einmal in der Woche hin. Er sagt, welche Mengen wovon benötigt werden und ich überlege, wie es sich das realisieren lässt.“

Kaum haben wir über diese Planung gesprochen, betritt Denis Meyerholz die Halle, begrüßt die Mitarbeiter und verabredet, dass die Gruppe in der nächsten Woche eine Lüftersendung in die USA verpacken sollen. Das wird künftig wohl zu den regelmäßigen Aufgaben der Gruppe gehören, was Thorsten Kühn durchaus willkommen ist, bringt es schließlich noch mehr Abwechslung in die Arbeit.

„Wie gestaltet sich der Arbeitsalltag der Gruppe?“ will ich wissen. Mitarbeiterin Sabine Völker war von Anfang an dabei und berichtet: „Wir haben dieselben Ar-



Alle, die in dieser Gruppe arbeiten, haben offensichtlich den für sich richtigen Weg gefunden



beitszeiten wie in der Werkstatt: Montags bis donnerstags von 7.30 Uhr bis 15.30 Uhr, freitags bis 13.00 Uhr. Vormittags machen wir eine Viertelstunde Pause, mittags eine Halbestunde. Wir gehen dann rauf in die Kantine, in der auch alle anderen Pfannenberg-Mitarbeiter essen. Wer will, kann natürlich zwischendurch auch eine kleinere Pause machen." Und wie erreichen die Mitarbeiter ihren Arbeitsplatz hier im Gewerbegebiet, will ich wissen. „Bis auf eine Kollegin sind wir alle Selbstfahrer“, erzählt Sabine Völker. „Für mich ist es ein Weg, der etwa eine Viertelstunde länger dauert als zur Werkstatt. Ich fahre erst mit dem Bus, dann mit der S-Bahn und dann noch einmal mit dem Bus hierher.“ Und wie hoch liegt das Entgelt? „Ich bekomme 240 € und 15 € extra als Sonderprämie für einen Außenarbeitsplatz.“ Im Elbe-Lohngefüge ist das, wie ich weiß, die höchste Entgeltstufe. „Das ist auch angemessen“, sagt Thorsten Kühn. „Wir arbeiten hier doch unter den Bedingungen des Arbeitsmarktes. Es kann auch schon einmal Auftragspitzen geben, so dass alle gut mitarbeiten müssen.“

„Wie kam es, dass die Mitarbeiter aus der Werkstatt auf diesen Außenarbeitsplatz gewechselt sind?“ frage ich weiter nach. Jeder, der hier arbeitet, so erfahre ich, hat sich freiwillig gemeldet. Neunzig Prozent derjenigen, die bei Pfannenberg angefangen haben, wollten hier auch bleiben. Nur wenige gingen zurück in die Werkstatt. Eine Besonderheit gibt es allerdings: Zwei Mitarbeiter teilen sich einen Arbeitsplatz und gehen

jeweils im 14tägigen Rhythmus wieder wechselweise in die Werkstatt zurück, weil sie den Kontakt zu ihren Kolleginnen und Kollegen dort halten wollen.

„Und wie ist die Einbindung in die Belegschaft der Firma Pfannenberg?“ „Die Kontakte sind gut,“ berichtet Thorsten Kühn. „Wir haben hauptsächlich zu tun mit dem Staplerfahrer Dieter Müller, der uns die Ware bringt. Er ist ein guter Freund unserer Mitarbeiter, kennt sie alle und hat auch schon Geld in unsere Kaffeekasse spendet. Aber auch die anderen Kollegen im Haus kennen und mögen uns. Wir sehen die meisten täglich in der Kantine. Und als die Seniorchefin neulich ihren 80. Geburtstag feierte, hat sie uns ganz selbstverständlich zum großen Buffet mit eingeladen. Übrigens, die Pfannenberg-Kantine bietet jeden Mittag wirklich ein tolles Mittagessen – auch ein Grund für manche, dass sie hier gar nicht weg wollen.“ Sabine Völker ergänzt: „Ich wollte immer schon gerne ‘draußen’ arbeiten. Jetzt bin ich hier. Ich fühle mich als Mitarbeiterin von Pfannenberg, und nicht mehr als Elbe-Mitarbeiterin.“

„Wie sind die begleitenden Angebote bei Pfannenberg organisiert?“ will ich wissen. „Können die Mitarbeiter am Sport oder an den anderen Angeboten teilnehmen?“ Das können sie, so erfahre ich. Zwei Mitarbeiter sind fest in das Sportprogramm der Elbe-Werkstätten integriert. An diesen Tagen fahren sie in die Bergedorfer Werkstatt und arbeiten dort in einer Gruppe mit. „Unsere Individuelle Entwicklungsplanung machen wir hier im



Betrieb,“ ergänzt Thorsten Kühn. „Sozialpädagogin Aline Kirchner kommt dazu hierher. Darin unterscheidet sich die Arbeit in der Außengruppe nicht von einem Arbeitsplatz in der Werkstatt.“

Meine letzte Frage: „Wie ist die Vertretung geregelt? Was passiert, wenn Thorsten Kühn Urlaub hat oder krank wird?“ Für solche Fälle, so lautet die Antwort, gibt es im Betrieb Bergedorf eine Springerstelle. Sie ist gerade neu besetzt worden, und die „Springerin“ Eva Beckmann hospitiert gerade für 14 Tage in der Pfannenberg-Gruppe. „Ich bin für Bergedorf, die Zweigwerkstätte in Moorfleet und natürlich auch für Pfannenberg da. Wenn Not am Mann ist, bin ich in wenigen Minuten da,“ erklärt sie mir ihre Tätigkeit. „In den 1 1/2 Jahren, in denen ich hier in der Gruppe arbeite“, ergänzt Thorsten Kühn, „hat es noch keine Situation gegeben, in der die Anleitung und Betreuung nicht gewährleistet war.“

Mit einem guten Gefühl verlasse ich die Gruppe, nicht ohne vorher noch ein paar Fotos geschossen zu haben. Die Arbeit, die die Kolleginnen und Kollegen verrichten, wirkt auf mich anspruchsvoll, die Arbeitsatmosphäre freundlich und die Integration in den Betrieb scheint gelungen.

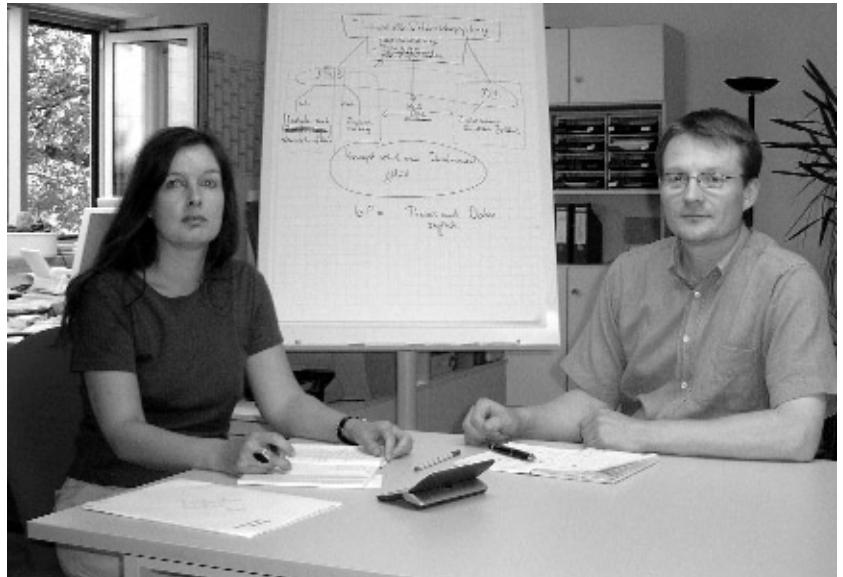
Alle, die in dieser Gruppe arbeiten, haben offensichtlich den für sich richtigen Weg gefunden – Arbeit in einem Betrieb des ersten Arbeitsmarktes mit dem Schutz und der Unterstützung der Werkstatt. Eine Lösung mit der alle zufrieden sein können. db



Stabsstelle

Reha-Konzeption

Zum August 2003 wurde die Abt. Reha-Konzeption als betriebsübergreifende Fachfunktion eingerichtet, in der das Team von Ralf E. Vogel als Leitung und Birgit Janovsky als Sachbearbeiterin tätig ist. Wir unterstützen die fünf Betriebe der Elbe-Werkstätten GmbH in der Entwicklung ihrer Rehabilitationsangebote. Unsere Aufgaben sind vielseitig:



Birgit Janovsky und Ralf E. Vogel

- Wir engagieren uns in der konzeptionellen Weiterentwicklung von Rehabilitationsangeboten, wobei es spannend ist, zusammen mit den Fachkollegen neue Ideen und Wege zur beruflichen Bildung sowie Angebote zur persönlichen Weiterentwicklung für Menschen mit Behinderungen zu entwickeln. Dies bedeutet natürlich auch, an den aktuellen sozialpolitischen Themen dran zu sein, die uns als Werkstätten betreffen. Genannt sei hier nur das Persönliche Budget.
- Zum anderen überarbeiten und bearbeiten wir bestehende Konzepte und das zugehörige Dokumentationswesen. Damit sind wir auch in den laufenden Zertifizierungsprozess des Rehabilitationsbereiches nach dem ISO-Standard eingebunden. Die Individuelle Entwicklungsplanung IEP ist unsere pädagogische Schwerpunktmethodik, die es gilt, weiterzuentwickeln und zu optimieren. Wir werden gemeinsam mit den Betrieben ein Gesamtkonzept erstellen, in dem die Vielfalt der Reha-Leistungen für die MitarbeiterInnen in den Elbe-Werkstätten dargestellt wird.
- Der dritte große Bereich ist die fachliche Fortbildung. Hier ist es unsere

Aufgabe, auf der Grundlage der Rehabilitationskonzepte ein praxistaugliches Schulungsprogramm für die KollegInnen aufzulegen und dabei den Bedarf des Unternehmens genau im Blick zu haben. Wir organisieren, entwickeln, evaluieren und führen Schulungen auf der Grundlage unserer inhaltlichen Arbeit durch.

Unser Büro ist z.Zt. im Betrieb Altona angesiedelt; ein uns wohlvertrauter Ort, da wir beide lange Zeit dort im Rehabilitationsbereich gearbeitet haben.

Auf der Klausurtagung der Reha-Leitungen im September wurde rückblickend auf die Rehabilitationsentwicklung der Elbe-Werkstätten im vergangenen Jahr geschaut. Es zeigte sich, dass die Unterstützung der Betriebe durch die Abt. Reha-Konzeption in den Schwerpunktfeldern Konzeptbearbeitung und Fortbildung eine notwendige und zukunftsorientierte Investition ins Unternehmen darstellt und inhaltlich davon profitiert wurde. Aufgrund der Unternehmensentwicklung der Elbe-Werk-

stätten wurde eine Organisationsveränderung erarbeitet, um schneller auf betriebliche Anforderungen reagieren zu können. Die Änderung besteht in einem Wechsel der Anbindung der Abteilung von Herrn Lütjens zur Betriebsleiterin Rehabilitation Rosemarie Fritschi in Meckelfeld.

Wir selbst verstehen uns als Dienstleister zur Qualitätssicherung im Bereich der Rehabilitationsangebote für die einzelnen Betriebe der Elbe-Werkstätten und damit wiederum für das Gesamtunternehmen. Wir arbeiten in engem Abgleich mit den Betriebsleitungen und den KollegInnen, die in die Reha-Entwicklungsprozesse involviert sind.

Diese Arbeit macht uns beiden sehr viel Freude, weil sie auch unseren Begabungen entspricht. Wer Fragen oder Anregungen zu den genannten Bereichen hat, kann uns telefonisch unter 88906-292 (VO) oder 88906-283 (JAN) erreichen.

*Ralf E. Vogel,
Birgit Janovsky*

Aus dem Elternbeirat



Auf einer außerordentlichen Elternbeiratssitzung am 24. Mai d.J. hat uns Herr Lütjens darüber informiert, dass sich die Elbe-Werkstätten GmbH, die Hamburger Werkstatt GmbH und die Winterhuder Werkstätten zu den „Werkstätten Hamburg“ – so der mögliche neue Name – zusammenschließen werden. Zwar soll die jeweilige Werkstatt „ihre Identität und ihr eigenständiges Profil behalten“, wesentliche Funktionen aber sollen zentral wahrgenommen werden. Dazu zählen die sogenannten „Service-Funktionen“, wie die Lohn-, Gehalts- und Entgeltabrechnungen, die Finanzbuchhaltung, der „strategische Einkauf“ und das „Gebäudemanagement“.

Derartige Überlegungen haben ihre Vorläufer. So hat sich im vergangenen Jahr ein Workshop mit der Fortentwicklung der Werkstätten für behinderte Menschen beschäftigt, und in Amsterdam wird seit Jahren praktiziert, wie man eine solche Aufgabe erfolgreich bewältigen kann.

Angesichts leerer staatlicher Kassen mit der Folge stagnierender Kostensätze, mit Blick aber auch auf die erwartete Konkurrenz nach der Ost-Erweiterung der EU ist ein solches Zusammengehen der drei Hamburger Werkstätten für behinderte Menschen (die Stiftung Alsterdorf hofft man später auch dabei zu haben) plausibel.

Für uns Eltern ist es wichtig zu erfahren, dass für unsere Angehörigen eher positive Aspekte zu erwarten wären. Es ist die Rede davon, dass mehr Arbeitsangebote gemacht werden könnten, und dass auch größere „regionale Wahlmöglichkeiten“ bestehen würden. Schließlich wird es „mehr Förderangebote“ geben.

Herr Lütjens betonte, dass man optimale Rahmenbedingungen schaffen und dabei von den Erwartungen und Vorstellungen der behinderten Menschen ausgehen wolle. Die Mitarbeiterin, der Mitarbeiter dürfe sicher sein – so Herr Lütjens: „Ich entscheide selber über meine berufliche Entwicklung“.

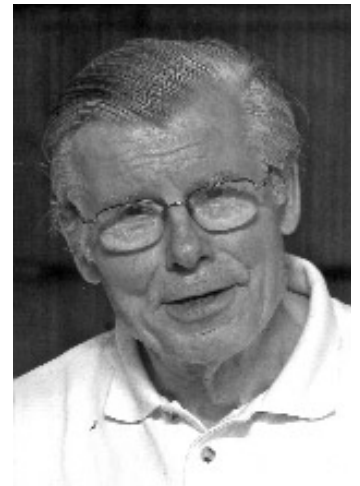
Das alles wird nicht zum Null-Tarif zu haben sein. Schon in der ersten Stufe (also etwa zwischen 2005 und 2007) wird es zu beträchtlichen Einsparungen kommen (müssen). Diese Notwendigkeit macht die Zusammenführung der drei Werkstätten noch aus einem andern Blickwinkel spannend. Man wird mit weniger Personalkosten auskommen müssen. Das muss keine Einschränkung von Rehabilitationsangeboten bedeuten unter dem Gesichtspunkt, dass es zu „übergreifender Personalentwicklung und gemeinsamen Aus- und Fortbildungsangeboten“ kommt. So jedenfalls steht es in dem ersten Informationsblatt der drei Werkstätten. Das Bild auf der Titelseite dieses Blattes zeigt die Geschäftsführer der drei betreffenden Werkstätten beziehungsweise vor dem Hamburger Rathaus. ...

In unserer turnusmäßigen Sitzung im Mai gab es eine positive Antwort auf unsere Anfrage, wie denn die Urlaubsfrage bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern an den 'Special Olympics National Games' geregelt sei. (Die englische

Ausdrucksweise ist wohl der Internationalität dieser Spiele zuzurechnen.)

Hier darf mal eingeschoben werden, dass die Aktiven und auch die ZuschauerInnen aus den Elbe-Werkstätten auf der Eröffnungsfeier in der Color Line Arena dank der weißen T-Shirts mit dem „EW / Elbe-Werkstätten GmbH“-Aufdruck nicht zu übersehen waren. Hamburg war Schauplatz einer großartigen Idee, von der man nur wünschen kann, dass sie zu sich verstärkenden Impulsen führt, die möglichst viele betroffene Menschen auch bei ihrer Freizeitgestaltung erfassen. Da passen zwei Leitsätze sich ergänzend und übergreifend zusammen: die prägnante Aufhorch-Aussage „Gut, dabei zu sein!“ von „Elbe“ und die Bestärkungsformulierung „Nichts ist vergleichbar mit dem, was Du gibst!“ von 'Special Olympics Deutschland'.

Zum Schluss noch ein Punkt, der auch vor seinem individuellen Hintergrund Beachtung verdient. Ein Wunsch eines unserer langjährigen Elternbeiratsmitglieder ging dahin, dass bei einschneidenden Veränderungen – etwa auf den Arbeitsplatz bezogen und eine Mitarbeiterin/einen Mitarbeiter betreffend – die Eltern informiert werden sollten. Dies um so mehr, wenn ein Elternteil eine gerichtlich bestellte Betreuung innehat. Die Einlassung stützte sich offenbar auf einen Einzelfall. Gleichwohl stellte Herr Basener in dem Zusammenhang fest, dass die Qualität der Arbeit sich (auch) darin zeige, wie verantwortliche Vorgesetzte mit den Eltern umgehen.



Fritz Schulz

Fritz Schulz

Neue Unternehmensleitlinien der Elbe-Werkstätten in Arbeit

Im Jahre 1994 formulierten die Elbe-Werkstätten zum ersten Mal ihre Unternehmensziele und machten sie dem Personal über das Organisationshandbuch zugänglich. Zehn Jahre war diese erste Fassung der Unternehmensleitlinien gültig. Sie waren vom Leitungskreis beschlossen worden, prägten aber nicht erkennbar den Alltag unserer Werkstätten, vielleicht weil sie nicht vom gesamten Unternehmen erarbeitet wurden und für die meisten KollegenInnen nicht präsent waren.



Im Zuge einer Neustrukturierung unserer Betriebe war es im Jahre 2003 an der Zeit, die Grundsätze unserer Arbeit neu zu fassen. Geschäftsführer Jürgen Lütjens gab den Auftrag für einen ersten Entwurf an die Fachfrau für Organisations- und Personalentwicklung, Birgit Möbus, und an Frau Dr. Sigrid Jürgensen, unsere

externe Organisationsberaterin. Deren Vorlage überarbeitete der Leitungskreis in mehreren Sitzungen und dann war es soweit: Am 25. Februar 2004 präsentierte die Leitungsrunde dem Personal den Vorschlag für die neuen Unternehmensleitlinien der Elbe-Werkstätten GmbH. Ort des Geschehens war das Veranstaltungszentrum

Rieckhof in Hamburg-Harburg. Für die Präsentation und die anschließende Diskussion nahmen sich die Elbe-Werkstätten einen Tag Zeit, die Betriebe blieben geschlossen.

„Die Leitlinien“, erläuterte Geschäftsführer Jürgen Lütjens zu Beginn, „sind das Gerüst eines Unternehmens. Sie geben ihm Halt und Orientierung.“ Anhand von Schaubildern hatte er zuvor das stetige Wachstum der Elbe-Werkstätten veranschaulicht, das immer noch nicht abgeschlossen sein dürfte. Die Präsentation des Leitlinienentwurfs übernahmen dann drei Gruppen, die sich aus den Mitgliedern des Leitungskreises rekrutierten. Jede Gruppe tat dies auf eine sehr individuelle Art. Unterstützt wurde die Vorstellung von einer Powerpoint-Präsentation des Textes auf zwei Leinwänden, aufgelockert mit Cartoons. Nach dem Mittagessen diskutierten dann 27 Arbeitsgruppen den Entwurf und machten Vorschläge zur Ergänzung, Veränderung und Verbesserung. Überraschend trat zum Schluss mit dem Schauspieler, Regisseur und Autor Arno Hermer ein externer Beobachter auf, der auf heitere und manchmal auch bissige Art seine Eindrücke



linien



des Tages zusammenfasste und den Akteuren in kabarettistischer Form einen Spiegel vorhielt.

Die Ergebnisse der Diskussionsrunden, festgehalten auf Karteikarten, wurden anschließend zusammengetragen, systematisiert und veröffentlicht. Die weitere Diskussion findet seither in den einzelnen EW-Betrieben, wo die inhaltliche Ausgestaltung der Unternehmensleitlinien bzw. ihre Konsequenzen für das jeweilige Haus geklärt werden. Auf der Ebene des Gesamtbetriebes hat sich eine „Resonanzgruppe“ gebildet, der Delegierte aus den einzel-

nen Betrieben angehören und die die betrieblichen Arbeitsergebnisse in den endgültigen Text einbringen sollen. Ihre Aufgabe ist außerdem, Qualitätsziele und Kontrollfragen zu entwickeln, die eine Bewertung über

den Stand der Umsetzung möglich machen sollen.

Der endgültige Text der Unternehmensleitlinien soll zum Jahresende 2004 verabschiedet werden und dann allen Kolleginnen und Kollegen zur Verfügung stehen. Allen ist klar: Die wirkliche Bewährungsprobe der neuen Leitlinien steht mit ihrer Umsetzung in den Betriebsalltag noch bevor.

db

ALLES KLAR,
ODER HADEN SIE NOCH
FRAGEN?!





Elbe-Werkstätten – kurz gefasst

Design-Strategie erarbeitet

Die Gebäude der Elbe-Werkstätten sind alle unterschiedlich. Und das nicht nur in ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch in ihrer inneren Ausgestaltung. Daniela Rohrberg, Diplom-Ingenieurin mit dem Fachgebiet Architektur, hat nun eine Strategie vorgelegt, die ein einheitliches Erscheinungsbild der Elbe-Werkstätten vorgeben soll.

Sie passt sich in das Corporate Design der Werkstatt ein und ist Ausdruck der Firmenidentität und Firmenphilosophie. Begonnen wird mit der Umsetzung bei den anstehenden Neubauvorhaben, insbesondere dem der Werkstatt Meckelfeld. Die bestehenden Gebäude sollen im Zuge der notwendigen Umbaumaßnahmen Schritt für Schritt an die neuen Standards angepasst werden.

Minenräumdienst in Aktion

Der Neubau unseres Betriebes für Menschen mit psychischer Behinderung in Hamburg-Hausbruch musste eine zeitliche Verzögerung hinnehmen.

Der Minenräumdienst wurde mit einer Bodenuntersuchung betraut, weil nicht klar war, ob auf dem Gelände nicht Blindgänger aus dem Zweiten Weltkrieg verborgen lagen. Nach zehn Tagen stand fest: Das Gelände ist minenfrei.

Erste geprüfte Fachkraft der Elbe-Werkstätten

Der Gruppenleiter der Töpferei, Klaus-Peter Kunstmann, hat als erster Gruppenleiter der Elbe-Werkstätten den Abschluss „Geprüfte Fachkraft für Arbeits- und Berufsförderung“ erhalten.

Seine Einschätzung: „Der Anspruch der Ausbildung ist sehr hoch. Wir hatten alle großen Respekt vor der Auseinandersetzung mit den Theo-

riethemen. Gruppenleitern fällt das Erarbeiten theoretischer Inhalte eben nicht unbedingt leicht, aber wir haben es als Herausforderung empfunden. Ich hoffe, ich kann den Schwung aus der Schulung in meine Gruppenpraxis übernehmen.“



*Klaus-Peter Kunstmann
in der Töpfereiwerkstatt*

Spendenausschuss gibt sich neue Satzung

Die in den Elbe-Werkstätten eingehenden Spenden werden von einem so genannten „Spendenausschuss“ verwaltet. Ihm gehören Mitglieder des Werkstatt- und Betriebsrates, der Elternvertretung, des Reha-Bereiches und der Verwaltung an.

In der Frühjahrssitzung hat sich der Spendenausschuss eine neue Ordnung gegeben, in der Ziele und Verwendungszwecke, Förderkriterien und das Antragsverfahren festgelegt sind.



An den vier Tagen zeigten viele Fachbesucher Interesse an unseren Konzepten und unserem Material.

Fotos:
Informationsstand
während der Messe
in Offenbach



Großes Interesse am EW-Infostand



Leitsystem „Luno“

Offenbach, eine Reise wert!

Mit vier KollegInnen und einem Infostand beteiligten sich die Elbe-Werkstätten GmbH an der diesjährigen Messe in Offenbach im Bereich „Fair on Jobs“.

Im Gepäck hatten sie Konzepte und Infomaterial zum „Externen Berufsbildungsbereich Pflege und Hauswirtschaft“ sowie dem Projekt „Qualifizierung zum Helfer in der Kindertagesstätte“.

Zunächst entstand der Eindruck, dass es für Besucher ungewohnt war, an diesem Stand nichts kaufen zu können. Ein Besucher meinte sogar: „Warum sind Sie denn hier, Sie haben ja gar nichts zu verkaufen“.

Es zeigte sich aber an allen vier Tagen, dass viele Fachbesucher Interesse an unseren Konzepten

und den Materialien hatten. Mit WerkstatteiterInnen, GruppenleiterInnen sowie Lehrern aus Sonderschulen, vorwiegend aus den südlichen Bundesländern, fanden Fachgespräche über die praktische Umsetzung der Konzepte und die gemachten Erfahrungen statt. In den Begegnungen stellte sich heraus, dass ähnliche Konzepte im südlichen Raum nicht so verbreitet sind. Des Weiteren fragten die Interessierten nach zusätzlichem Arbeitsmaterial zu den Konzepten.

In allen Gesprächen wurde eine große Bestätigung zu den eingeschlagenen Wegen geäußert. Dies fördert die Kreativität, weiter nach Wegen zu suchen, um Menschen mit Behinderungen eine qualifizierte berufliche Bildung anbieten zu können.

Wir freuen uns auf das nächste Jahr in Offenbach mit hoffentlich

vielen interessanten, neuen Begegnungen sowie Austauschmöglichkeiten über konzeptionelle Überlegungen und Umsetzungen in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen. Nach den Messetagen waren wir uns einig: Offenbach war eine Reise wert.

Ralf E. Vogel
Abt. Reha-Konzeption



Kaffeerösterei Samocca



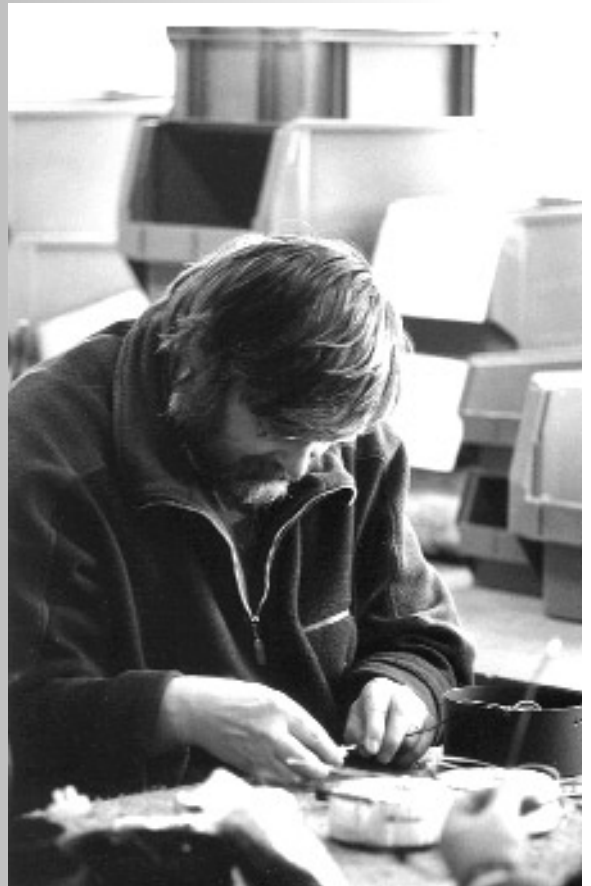
Metallbereich Harburg 2



Elektromontage Harburg 2



Metallarbeitsbereich





Wäscherei Harburg 1



Verpackung in Harburg 1

Produkte aus der Töpferwerstatt



Töpfern in Harburg 1



In der Offset-Druckerei



„Zusammen sind wir besser“

Geplanter Zusammenschluss von drei Werkstätten in Hamburg



Am Freitag, den 7. Mai blieben die drei größten Werkstätten für behinderte Menschen in Hamburg geschlossen. Die Belegschaften – ca. 500 Personen – trafen sich im Veranstaltungszentrum Rieckhof, um zu hören, welchen Plan ihre drei Geschäftsführer in monatelanger Detailarbeit entwickelt hatten. Es ging um nicht weniger als um einen Zusammenschluss der drei Einrichtungen mit über 2000 Werkstattplätzen. Auftrag zur Entwicklung eines solchen Konzeptes hatten die Werkstattverantwortlichen von der zuständigen Behörde für Soziales und Familie erhalten.

Verbunden hatten die Auftraggeber damit ein doppeltes Ziel:

- Der Zusammenschluss soll Synergieeffekte nutzbar machen und damit Kosten einsparen helfen.
- Das Rehabilitations- und Produktionsangebot der Werkstätten in Hamburg soll sich verbessern, die Tätigkeits- und Geschäftsfelder sollen weiterentwickelt und der Nachfrage angepasst werden.

Der Plan, den die Geschäftsführer von Elbe- und Winterhuder Werkstätten und Hamburger Werkstatt – Jürgen Lütjens, Wolfgang Pritsching und Michael Sander – ihren Mitarbeitern vorstellten, konnte viele im Vorwege geäußerte Befürchtungen zerstreuen. Sie streben nicht eine Einheitswerkstatt an, sondern die Verknüpfung von drei weiterhin dezentral agierenden GmbH's unter dem gemeinsamen Dach einer Aktiengesellschaft. Kein Standort wird aufgegeben, die einzelnen Werkstätten sollen ihre Identität und ihr Profil behalten, betriebsbedingte Kündigungen sind nicht vorgesehen.

Dennoch: Für einen Teil des Personals – vornehmlich im Verwaltungsbereich – sind Veränderungen vorhersehbar. Finanz- und Lohnbuchhaltung, Strategieentwicklung, Qualitätsmanagement, Controlling, Personalentwicklung und Öffentlichkeitsarbeit – das sind Aufgaben, die künftig unter dem Dach der AG zentral wahrgenommen werden könnten. Die Tätigkeiten der Betriebe sollen in Geschäftsfelder gebündelt werden, die sich in den einzelnen Betriebsteilen widerspiegeln, das Geschäftsfeld „Berufliche Bildung“ etwa oder das Geschäftsfeld „Produktion“, das sich wieder in einzelne Bereiche unterteilt.

Als angestrebten Termin für die Bildung der Aktiengesellschaft nannten die Geschäftsführer den Jahresanfang 2005, die termingerechten Entscheidungen der Gesellschafter, der Behörde, des Senates und der Bürgerschaft vorausgesetzt.

In der Diskussion, die sich an die Vorstellung der bisherigen Planungen anschloss, richtete sich der stärkste Widerstand gegen die für die AG-Bildung erforderliche Umwandlung des Behördenbetriebes Winterhuder Werkstätten in eine GmbH, zumal damit der Anspruch für die hier Beschäftigten auf einen Arbeitsplatz im behördlichen Bereich verloren gehen kann. Geschäftsführer Wolfgang Pritsching versuchte gemeinsam mit dem ebenfalls anwesenden Senatsdirektor Uwe Riez die Bedenken seiner Mitarbeiter zu zerstreuen.

Die Veranstaltung endete nach knapp drei Stunden mit mehr Aufbruchsstimmung als Skepsis, und mit dem Versprechen der Verantwortlichen, die Belegschaft auch weiterhin über alle Schritte zu unterrichten. *db*





*Grundsteinlegung
für den Neubau
der Werkstatt an der
Cuxhavener Straße*



*Feier des sechzigsten
Geburtstages von
Geschäftsführer Lütjens*



Werden wir Opfer der Globalisierung?

Was die Werkstätten dem Wegfall der „einfachen Arbeiten“ entgegensetzen können

Internationale Konkurrenz – Preisdumping in Niedriglohnländern – Globalisierung. Die Schreckgespenster der deutschen Wirtschaft treffen auch – und vielleicht sogar besonders hart – unsere Werkstätten für behinderte Menschen. Einfache Verpackungs- und Montagetätigkeiten, die bisher Arbeitsplätze für Menschen mit starken Einschränkungen sicherstellten, werden immer seltener, die Preise fallen ins Bodenlose. Geht den Werkstätten die Arbeit aus? Gibt es künftig für Menschen mit schweren Behinderungen nur noch Beschäftigung und Tagesstrukturierung statt produktiver Tätigkeit?

Schwindelfrei hat Rainer Knapp, den Geschäftsführer der sehr erfolgreichen „Gemeinnützigen Werkstätten und Wohnstätten GmbH“ in Sindelfingen, Mitglied des Vorstandes der Bundesarbeitsgemeinschaft der Werkstätten für behinderte Menschen, gebeten, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Seine Antwort: „Einfache Arbeiten“ haben tatsächlich keine Zukunft mehr. Die Werkstätten müssen sich neu ausrichten. Sie müssen ihren Auftraggebern komplexe Leistungen bieten, einschließlich Disposition, Logistik und Qualitätssicherung. Sie müssen in qualifizierte Dienstleistungen einsteigen und marktfähige Eigenprodukte entwickeln. Im Rahmen dieser neuen Produktionen wird es, so seine Prognose, immer auch genügend Arbeit für weniger leistungsfähige Mitarbeiter geben. Besser noch: In diesen Arbeiten liegen Qualifizierungs- und Entwicklungschancen, die die Beschäf-

tigten bei den „einfachen Arbeiten“ nicht hatten. Schwindelfrei hat drei ermutigende Beispiele für solche Entwicklungen im Werkstattbereich gefunden, die wir Ihnen im Anschluss an die Überlegungen von Rainer Knapp vorstellen.

Ende der Verpackungswerkstatt?

Die Zukunft der einfachen Arbeiten in der WfbM – Tendenzen und Prognosen



Rainer Knapp

Der Ruf nach „einfachen Arbeiten“ ist so alt wie die WfbM. Dabei stellt sich mir die Frage, was mit diesem Begriff eigentlich gemeint ist:





Buchsen für Segelmasten

Reden wir von Arbeiten mit geringen Anforderungen an die ausführenden Personen – viele der sogenannten „einfachen Arbeiten“ stellen an die Ausführenden durchaus Anforderungen, z.B. im feinmotorischen Bereich – oder meinen wir Arbeiten, die einfach – im Sinne verlängerter Werkbank – zu steuern und zu organisieren sind und damit Leitung und Fachkräfte bezüglich der fachlichen Anforderungen in der Arbeitsgestaltung und Arbeitsorganisation nicht überfordern.

Es war schon bisher so, dass mit diesen sogenannten einfachen Arbeiten zwei wesentliche Ziele der WfbM nicht erreicht werden konnten, nämlich eine leistungsgerechte Entlohnung zu bezahlen und berufliche und persönliche Kompetenzen der Beschäftigten zu erweitern.

Leistungsgerechte Entlohnung kann ja nicht nur heißen, einen Geldbetrag für gefertigte Stückzahlen zu erhalten, sondern heißt auch, die Möglichkeit zu schaffen, Kompetenzen und Potenziale zu entwickeln und im Arbeitsfeld lohnrelevant umzusetzen. Dass Arbeiten mit geringen Anforderungen, vor allem wenn sie über lange Zeit ausgeübt werden müssen, und die Potenziale der Beschäftigten unterfordern, dauerhaft demotivierend sind und keine

Entwicklungen zulassen, dürfte hinreichend bekannt sein.

Beschäftigung sichern

Teilhabe an Arbeit und zwar nach meinem Verständnis an für die Beschäftigten geeigneter, förderlicher und ökonomisch sinnvoller Arbeit zu ermöglichen, ist auch entsprechend der rechtlichen Vorgaben die zentrale Aufgabe der WfbM. Dass die einfach zu handhabenden Aufträge im Sinne verlängerter Werkbank immer weniger zur Verfügung stehen – bedingt durch strukturelle und wirtschaftliche Entwicklungen bei den Auftraggebern – ist seit Jahren erkennbar und wird sich weiter fortsetzen. Eine entsprechende Untersuchung durch den Deutschen Verein für Rehabilitation hat ergeben, dass sich die befragten Werkstattverantwortlichen dieser Entwicklung durchaus bewusst waren, erstaunlicherweise dennoch rund 70% der Verantwortlichen die zukünftige Beschäftigung in eben diesen Arbeitsfeldern sehen. Eine solche „Strategie“ nach dem Prinzip Hoffnung erscheint allerdings wenig zukunftsfähig zu sein.

Dauerhafte qualifizierte Beschäftigungssicherung wird nur gelingen, wenn die Werkstätten sich in

Bezug auf ihre Märkte und Kunden auf ihre Stärken wie Standortnähe, Fachkompetenz, Verlässlichkeit besinnen und ihre Schwächen, wie geringe Flexibilität und zu wenig Steuerungs- und Organisationskompetenz oder eingeschränktes Fachwissen kritisch durchleuchten und versuchen, diese Schwachstellen zu beheben.

Je besser es gelingt, den Erwartungen der Auftraggeber und der Märkte zu entsprechen und die dafür notwendigen Kompetenzen zu entwickeln, desto besser wird es gelingen, qualifizierte Beschäftigung der Werkstätten dauerhaft abzusichern. Das Prinzip, dass nicht der Anbieter bestimmt, was der Kunde zu bekommen hat, sondern der Kunde definiert, welche Leistungen er zu welchem Preis in Anspruch nehmen will, gilt nun mal auch für die Werkstätten.

Es gibt zwischenzeitlich eine große Zahl hervorragender Beispiele, wie Werkstätten sich in verschiedenen Feldern neu ausgerichtet und etabliert haben, sei es in komplexen Prozessen einschließlich Disposition, Logistik und Qualitätssicherung für Industrieauftraggeber, im Bereich qualifizierter Dienstleistungen oder auch in Bezug auf marktfähige Eigenprodukte. Außer der damit verbundenen Absicherung qualifizierter Beschäfti-



*Copyshop
in der Fach-
hochschule
Bergedorf*



gung ergeben sich hier auch zusätzliche und neue Aufgabenfelder für die Werkstattbeschäftigten, die oft eher deren Möglichkeiten und Erwartungen entsprechen, als monotone Anlern Tätigkeiten mit geringen Anforderungen in den traditionellen Verpackungs- und Montagebereichen.

Arbeit ist gestaltbar

– qualifizierte Arbeit setzt Qua- lifikation voraus

Natürlich kann nicht davon ausgegangen werden, dass Aufträge, die uns unsere Kunden erteilen, ungefiltert in die Werkstatt eingesteuert werden können – dies umso weniger, je komplexer die Arbeitsanforderungen sind.

Die Arbeit so zu organisieren und zu gestalten, dass sie auf die Möglichkeiten der Werkstattbeschäftigten passt, ist, denke ich, die primäre Aufgabe der Werkstattleitung und der Fachkräfte in der WfbM. Und im Gegensatz zu Wirt-

schaftsunternehmen sind hier nicht nur technische und betriebswirtschaftliche Aspekte zu beachten, sondern auch Aspekte der Qualifizierung, der Eignung für die Beschäftigten und der Kompensation behinderungsbedingter Einschränkungen.

Während Wirtschaftsunternehmen sich die geeigneten Mitarbeiter herausuchen und von diesen erwarten, sich an vorgegebene Arbeitsprozesse anzupassen, ist es unsere Aufgabe, diese Arbeitsprozesse für die Werkstattbeschäftigten passend zu organisieren – also nicht der Mensch passt sich der Arbeit an, sondern die Arbeit passt sich dem Menschen an (eigentlich ein Grundsatz für jede Art von Arbeitsgestaltung). Wenn dies kompetent und konsequent umgesetzt wird, wird sich, davon bin ich überzeugt, zeigen, dass hier eine Menge an Möglichkeiten und Chancen entstehen, was die Teilhabe auch stark beeinträchtigter Beschäftigter betrifft und was die Möglichkeit der Kompetenzentwicklung aller Beschäftigten angeht.

Ein vorgegebener nicht angepasster Arbeitsprozess hat ja logischerweise zur Folge, dass die Be-

schäftigten, die ja nicht über die selben arbeitsbezogenen Kompetenzen verfügen, entweder über- oder unterfordert werden. (Die größte Ungerechtigkeit ist, Ungleiche gleich zu behandeln.) Darin sehe ich die Ursache für Aussagen, beispielsweise von Werkstattleitungen: „Wir haben keine Arbeit für unsere Leistungsschwachen – wir brauchen einfache Arbeiten“ oder von Werkstattbeschäftigten: „Mir ist die Arbeit in der Werkstatt zu langweilig – warum macht alle interessanten Arbeiten der Gruppenleiter?“

Das Bewältigen komplexer Arbeitsaufträge hinsichtlich Steuerung, Organisation und Arbeitsgestaltung setzt ein hohes Maß an Kompetenz und Fachlichkeit bei allen Beteiligten voraus. So müssen beispielsweise technische Anforderungen beherrschbar gemacht werden, funktionierende Qualitätsmanagementsysteme vorhanden sein, der Umgang mit Lieferanten- und Logistikfragen gelernt werden und die Möglichkeiten technischer Arbeitshilfen bekannt und genutzt sein.

Hier sehe ich die vordringliche Aufgabe der Leitungsverantwort-



Arbeit bei „Don't panic“

lichen in unseren WfbM, Beschäftigungschancen nicht mit der Aussage: „Das können wir nicht!“ zu verspielen sondern durch entsprechende Bildungs- und Qualifizierungsmaßnahmen dafür zu sorgen, dass alle am Werkstattgeschehen Beteiligten die notwendigen Kompetenzen erlernen – Investitionen in berufliche Bildung und Qualifizierung sind Zukunftsinvestitionen.

Auch lohnt es sich, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen, um zu sehen, was andere erfolgreich machen oder in Kooperationen, beispielsweise in den Genossenschaften der Werkstätten, verstärkt zusammenarbeiten.

Haben einfache Arbeiten eine Zukunft?

Ein klares Nein. Auch bisher haben die sogenannten einfachen Arbeiten nicht dazu beigetragen, den komplexen Auftrag der Werkstatt abzudecken. Wenn nun der wirtschaftliche Druck dazu beiträgt, dass wir uns auf komplexere und damit gestaltbarere Arbeitsumfänge einlassen (müssen), so ist das aus meiner Sicht zu begrüßen.

In der GWW Sindelfingen haben wir die Erfahrung gemacht, dass mit diesem Ansatz bei den Werkstattbeschäftigten und auch bei den Fachkräften Potenziale ent-

wickelt werden konnten, die wir vorher nicht vermutet hatten und wo wir noch eine ganze Menge Entwicklungsmöglichkeiten sehen, dass der Stellenwert der beruflichen Bildung und Qualifizierung deutlich zugenommen hat, und dass die Akzeptanz der Werkstatt als wichtiger und verlässlicher Partner unserer Auftraggeber abgesichert wurde.

Die zukünftigen Herausforderungen, die qualifizierte Beschäftigung und Förderung an uns stellen, setzen die Bereitschaft voraus, dass wir uns überhaupt auf etwas Neues einlassen – es ist nicht das Problem: Es gibt keine einfachen Arbeiten, sondern es stellt sich die Frage: „Was müssen wir tun, um in neuen Geschäftsfeldern bestehen zu können?“

Das Eingehen kalkulierbarer Risiken und die Investition in berufliche Qualifizierung aller Beteiligten gehört hier ebenso dazu, wie die laufende Organisationsentwicklung und das Infragestellen lieb gewordener, aber vielleicht nicht mehr zeitgemäßer Aktivitäten, Strukturen und Prozesse – ein mühsamer Weg, der sich aber lohnt, wenn man die Entwicklungschancen für die behinderten Menschen, die Kompetenzerhöhung der WfbM und die Zukunftsfähigkeit unserer Werkstätten im Blickpunkt hat.

*Rainer Knapp,
Geschäftsführer
der GWW Sindelfingen*

Beispiel 1:



Ostfriesische Beschützende Werkstätten in Emden

Burghardt Zirpins, der Geschäftsführer der OBW in Emden, berichtet über den zehnjährigen Aufbau einer Produktpalette im Bereich Bauzubehör. Sie hat eine große Fertigungstiefe und beinhaltet Arbeiten auf jedem Niveau. Angesiedelt ist sie zwischen Eigenfertigung und Auftragsfertigung.

„Wir arbeiten im Baubereich nicht nur für einen, sondern für etwa 20 unterschiedliche



Verpackungsarbeiten

Auftraggeber und dieser Bereich macht etwa ein Drittel unserer gesamten Produktion aus. Wir fertigen z.B. Beschläge, Scharniere und Eckverbindungen für Wintergärten und Terrassen. In Eigenproduktion stellen wir Montagestützen für den Fensterbau her und vertreiben sie am Markt. Die derzeitige Umstellung auf Aluminium als bevorzugter Werkstoff kommt uns dabei sehr entgegen, weil wir diesen Werkstoff schon früh in unser Angebot aufgenommen haben.

Gefertigt wird bei uns in zehn CNC-Bearbeitungszentren, die von Mitarbeitern bestückt und geleert werden. Für dieses Bestücken haben wir Vorrichtungen entwickelt. Es folgen Nacharbeiten wie Bohren, Gewinbeschneiden, und Entgraten. Unsere Partnerwerkstatt in Uelzen übernimmt, wenn nötig, die Pulverbeschichtung und schließlich münden die Fertigungsschritte in der Montage und im Verpacken, einschließlich des Beklebens mit Barcode's. Alle Anforderungsniveaus von Tätigkeiten sind vorhanden.



Qualifiziert wird bei uns vor Ort in den Gruppen. Die Notwendigkeiten der Produktion und die Erhöhung der Produktivität gehen einher mit der persönlichen Weiterqualifizierung des einzelnen Mitarbeiters, die in persönlichen Entwicklungsplanungen festgehalten sind. Für die Abarbeitung von Auftragspitzen – wir sind fast immer mehr als gut ausgelastet – stellen wir Schüler und Studenten ein. Die durchschnittliche Entlohnung unserer Mitarbeiter liegt derzeit bei 255,- €.

Um eine solche Produktionslinie aufzubauen, braucht man vor allem die Menschen, die dazu in der Lage sind, Fachkräfte mit der nötigen Fachkompetenz und Kundenorientierung. Wir hatten das Glück, schon vor Jahren einen Akquisiteur ins Haus zu holen, der maßgeblich am Aufbau dieser Linie beteiligt war. Er hat z.B. den Kontakt zu einer europaweit tätigen Firma in Stavanger hergestellt, die auch für den Markt in Frankreich, Österreich und Deutschland produziert und unser wichtigster Kunde ist.

Wenn sich eine solche Komplexfertigung mit hoher Fertigungstiefe abzeichnet, erfordert es natürlich auch entsprechende Investitionen, die sich durch die Aufträge rentieren müssen. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass unsere Möglichkeiten als Werkstätten dann sehr gut sind, wenn wir uns als „Komplexanbieter“ von der maschinellen Fertigung über die Nacharbeiten bis hin zum Versand und zur Logistik verstehen. Dies gilt selbst für eine geografische Randlage wie für uns hier in Emden.

Wir haben übrigens noch ein zweites großes Standbein: Die Industriemontage für Automobilzulieferer, die etwa ein weiteres Drittel unserer Produktion ausmacht. Das restliche Drittel verteilt sich auf eher klassische Werkstattbereiche wie Gärtnerei, Druckerei, Wäscherei oder Tischlerei.“

Beispiel 2:

„Books on Demand“ mit angeschlossener Buchbinderei, Elbe-Werkstätten GmbH, Hamburg, Betrieb Altona



Die Elbe-Werkstätten haben in ihrem Betrieb Altona seit 1999 eine Buchdruckerei im Kopierverfahren für kleine Auflagen eingerichtet, und zwar in Kooperation mit Libri und deren Tochter Books on Demand. Daran angebunden ist ein Weiterverarbeitungsbereich, der in klassischer Buchbindearbeit Hardcoverausgaben herstellt. Dazu Bereichsordinator Ulf Lübben-Lorenz:

„Wir arbeiten sowohl als Auftragsbetrieb für Books on Demand bzw. deren Mutter Libri als auch als Dienstleister für selbst akquirierte Kunden. Unsere Druckmaschinen, die wir zunächst nur geleast hatten, gehören uns mittlerweile. Der Vertrag mit Libri hat sich vor Kurzem geändert: Sie liefern uns bereits gedruckte Bücher, die wir nur noch binden. Die Auslastung unserer Druckmaschinen stellen wir durch die akquirierten Aufträge sicher. Wir sind in Kooperation mit ca. 20 Verlagen mittlerweile europaweit tätig. In beiden Bereichen – Dienstleistung und Auftragsfertigung über Books on Demand – sind wir gut ausgelastet. Unsere Buchbinder stellen ca. 700 Hardcoverbücher im Monat her. Die Tendenz ist weiter steigend. Wir bewältigen dies

mit zwei Buchbindegruppen in Altona, dazu einer weiteren Gruppe in unserem Zweigbetrieb für psychisch erkrankte Menschen in Meckelfeld, mit zwei Buchbindern und einem Produktionshelfer und in Spitzenzeiten mit studentischen Hilfskräften.

Wir haben uns auf Kleinauflagen spezialisiert. Die Kleinstauflage beginnt bei einem Exemplar (Barsortiment) und es reicht bis zur Auffrischung von Verlags Sortimenten in der Größenordnung von 25 bis 200 Exemplare. In dieser Größenordnung lohnt sich noch keine Maschinenarbeit und wir können das, was unsere Stärke ist, nämlich Handarbeit, zum Einsatz bringen.

Die Druckerei läuft relativ automatisiert, hier sind im Bereich des Bestückungs- und einfacher Computertätigkeiten lediglich zwei bis drei Arbeitsplätze für behinderte Mitarbeiter entstanden. In der Buchbinderei sind es bereits ca. 30 Plätze mit steigender Tendenz. Hier sind sehr unterschiedliche Tätigkeiten mit den verschiedensten Anforderungen notwendig. Auch schwerer behinderte Mitarbeiter können beim Buchbinden tätig sein, weil wir die Arbeit in viele Arbeitsschritte aufgeteilt ha-



Arbeit am
CNC-Center



ben. Wir qualifizieren unsere Mitarbeiter vor Ort, die einzelnen Tätigkeitsschritte sind gut zu vermitteln.

Es handelt sich nach wie vor um einen Nischenbereich, in dem nur wenige Anbieter tätig sind, die meisten von Ihnen dazu noch ausschließlich im Paperback-Bereich. Durch die stärkere Ausweitung nach Europa sehen wir weiterhin gute Marktchancen. Die Buchbinderei hat sich zu einem wichtigen Standbein in den Produktionsparten der Elbe-Werkstätten entwickelt.

Beispiel 3:

Blechfertigung mit Lasertechnik in der Lebenshilfwerkstatt in Aurich

„Wir arbeiten für namhafte Großkunden der Region, wie die Auricher Firma Enercon, einer der größten Hersteller von Windenergieanlagen“

Die Lebenshilfe-Werkstatt Aurich liegt im Zentrum von Ostfriesland, ca. 30 Kilometer von Emden entfernt. Auch sie setzt seit einigen Jahren sehr erfolgreich auf eine Mischung aus High-Tech und Nachbearbeitungsplätzen und konnte damit in dieser strukturschwachen Region die Vollbeschäftigung in der Werkstatt sichern und das Lohnniveau erheblich anheben. Der Geschäftsführer der Auricher Lebenshilfe, Manfred Zägel, berichtet:

„Vor ca. drei Jahren haben wir aufgrund der Nachfrage in unserer Blechfertigung und Blechbearbeitung Laserschneideanlagen eingesetzt. Es sind hochtechnisierte Geräte, die uns zukunftsorientierte Arbeit sichern, von der mittlerweile 150 behinderte Mitarbeiter in Aurich und in den Zweigbetrieben in Wiesmoor und Burhufe

profitieren. Unser Maschinenpark gibt uns die Möglichkeit zu schneiden und zu stanzen, abzukanten, und neuerdings können wir mit der Laserrohrschneideanlage auch Rohre bearbeiten, deren Inneres keine Schneiderückstände aufweisen darf, damit dort Flüssigkeiten durchgeleitet werden können. Dafür sorgt eine installierte Schmelzeabsaugung.

Wir arbeiten für namhafte Großkunden der Region, wie die Auricher Firma Enercon, einer der größten Hersteller von Windenergieanlagen, außerdem auch für die Meier-Werft im nahe gelegenen Papenburg, die Kreuzfahrtschiffe baut.

Wir bieten unseren Kunden mittlerweile mehr als nur Stanz- und Laserteile. Bei zwei Dritteln unserer Aufträge leisten wir auch Design-Unterstützung. Verantwortlich dafür ist unser Kollege Jens Wagner, der vor drei Jahren zu uns kam und der Ansprechpartner für unsere Partnerfirmen ist, gleichzeitig unseren Maschinenpark betreut und die fünf behinderten Mitarbeiter und drei Maschinenbediener anleitet, die in diesem Bereich tätig sind. Jens Wagner hat z.B. die Konstruktion für eine Teilekonsole aus Edelstahl so vereinfacht, dass ein Arbeitsschritt komplett entfallen konnte. Statt zweier Teile, die gestanzt, umgeformt und mit-

einander verschweißt werden mussten, wird das Teil nun aus einem Stück gefertigt. Das senkt die Herstellungskosten erheblich.

Zu Jens Wagners Aufgaben gehört es, alle neuen Prozesse „einzufahren“. Sobald aber die Serienfertigung läuft, übernehmen die Mitarbeiter das Be- und Entladen der Bleche und Teile und starten die Programme. Um sie mit den Arbeitsabläufen an der Maschine vertraut zu machen, werden sie in der Regel zwei Jahre intern qualifiziert.

Der größte Teil der Werkstattarbeit fällt jedoch bei den Nachfolgearbeiten an. Dies sind vor allem Montagearbeiten, so dass die Werkstatt ihren Kunden komplette Baugruppen liefern kann. Z.B. fertigen wir ein Gehäuse für Enercon, das wir anschließend in einer der Montagelinien mit Elektronikbauteilen und weiterem Zubehör bestücken.

Zwar hat sich die Blechfertigung mittlerweile zu unserem wichtigsten Produktionszweig entwickelt, aber wir behalten natürlich auch andere Produktionen im Angebot, z.B. die Wäscherei, die Gärtnerei, die Küche oder unseren Werkstattladen. Unsere Zukunft sichern wir aber mit der Blechbearbeitung, für die uns, und das ist unser nächstes Ziel, noch die Möglichkeit zum Laserschweißen fehlt.“ **33**



Lassen sich durch „Ambulantisierung von Eingliederungsleistungen“ erhebliche Einspareffekte erzielen?

In der Freien- und Hansestadt Hamburg ist ein Streit zwischen der Behörde für Soziales und Familie und den freien Trägern darüber entbrannt, ob die Umwandlung von „stationären“ in „ambulante“ Form von Eingliederungshilfe zu einer erheblichen Kostensenkung im Sozialbudget führen kann. Mit anderen Worten: Ob sich in erheblichem Maße Wohnheimplätze in „Betreutes Wohnen“, Werkstattplätze in „Unterstützte Arbeit auf dem ersten Arbeitsmarkt“ umwandeln lassen. Schwindelfrei bat zwei Vertreter der unterschiedlichen Standpunkte, ihre Meinung in ein Pro und Contra zu fassen:



„Eine eigene Wohnung ist ein menschliches Grundbedürfnis.“

Pro

Senatsdirektorin Maria Maderiy, Behörde für Soziales und Familie

„Eine eigene Wohnung zu haben, ist für viele Menschen selbstverständlich. Sie ist Rückzugs-Ort, sichert Privat- und Intimsphäre, bietet Schutz sowie Raum für persönliche Entfaltung. Kurzum: eine eigne Wohnung ist ein menschliches Grundbedürfnis.“

Menschen mit Behinderungen haben in der Regel keine eigene Wohnung. Sie leben in einer stationären Einrichtung, obwohl sie eigentlich viel besser ambulant betreut werden könnten, wenn nur die notwendigen Rahmenbedingungen vorhanden wären.

Viele von ihnen wünschen sich daher sehnlich, aus der stationären Obhut auszusteigen. Sie wollen ihren Alltag so weit es geht selbst bestimmen. Sie möchten mehr eigene Entscheidungen treffen und selbst mehr Verantwortung für ihr Leben übernehmen.

Nun sind sich bei dem Grundsatz, dass die **34** ambulante Betreuung der stationären

wenn irgend möglich vorzuziehen ist, eigentlich alle einig. Betrachten wir aber die Praxis, ergibt sich ein anderes Bild. Wir stellen fest, dass die Ressourcen zu einem ganz überwiegenden Teil in die stationären und teilstationären Angebote fließen. In Zahlen ausgedrückt bedeutet das zum Beispiel: Von den Gesamtausgaben für Eingliederungshilfe entfielen bei uns in Hamburg in den letzten Jahren nicht einmal 10 % auf den ambulanten Sektor.

Die Behörde für Soziales und Familie hat sich daher entschlossen, initiativ zu werden. Wir gehen davon aus, dass bei rund einem Drittel der bisher stationär betreuten Menschen schon sehr kurzfristig eine Umstellung auf ambulante Versorgung möglich ist. Stationäre Wohngruppen könnten dafür zum Beispiel in ambulant versorgtes Einzel- und Gemeinschaftswohnen umgewandelt werden. Dies wäre in vielen Fällen nur ein kleiner – aber für die Menschen ein sehr folgen-

reicher Schritt. Bei Neuanträgen wird bereits jetzt konsequent geprüft, wie das ambulante Wohnen in der eigenen Wohnung jeweils bedarfsgerecht gestaltet werden kann. In diesem Zusammenhang versprechen wir uns viel davon, bestimmte Hilfeempfängergruppen herauszuarbeiten. Dadurch wird das Verfahren der Leistungsbewilligung transparenter, und Entscheidungen können reibungsloser und schneller getroffen werden. Wichtig dabei sind nicht nur gut ausgebaut ambulante Strukturen, sondern auch ausreichend verfügbarer behindertengerechter Wohnraum. Dafür gibt es noch viel zu tun.

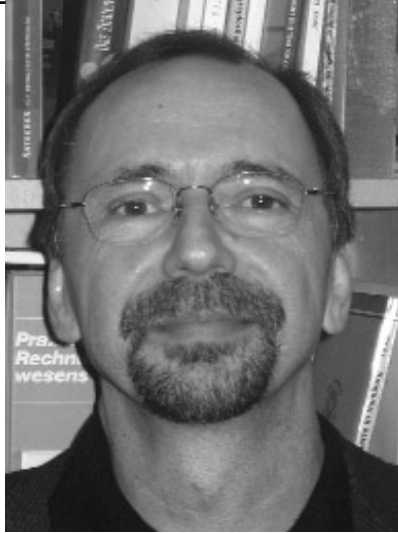
In dem Maße, wie die ambulanten Strukturen aufgebaut werden, sind auf der anderen Seite die stationären zu verringern. Nur so kann wirklich dauerhaft zu Gunsten der ambulante Versorgung umgesteuert werden. Und weil ambulante Versorgung personenbezogen und damit sehr passgenau gewährt, ist sie in der Regel erheblich günstiger als die stationäre Rundum-Versorgung. Ambulantisierung ist demnach auch unter Kostengesichtspunkten überzeugend. Durch den Abbau stationärer Plätze können Kosten also spürbar gesenkt werden und genau darüber sind wir derzeit mit den großen Leistungsanbietern im Gespräch.

Trotz aller unterschiedlichen Auffassungen bin ich dabei sehr zuversichtlich, dass uns dies gemeinsam gelingt. Es ist eine große Aufgabe. Aber das Ziel, Menschen, mit ihren sehr unterschiedlichen Möglichkeiten ernst zu nehmen und ihrem Bedürfnis nach so viel Eigenständigkeit und Selbstbestimmung wie möglich auch beim Wohnen Rechnung zu tragen, lohnt die besondere Anstrengung allemal.“



Contra

**Karl Stengler,
Geschäftsführer
des Vereins für
Behindertenhilfe,
Hamburg**



„Nun reibt sich manch Leser verwundert die Augen: Der hier auf der „Contra“-Position? Ambulant ist doch die bevorzugte Lebensform; Freiheit, Selbstbestimmung, Würde und Normalität finden doch gerade dort ihren Ausdruck! Ich bin da vorsichtiger, springe nicht gleich auf jeden Zug, den der Bahnhofsprecher mit „Fortschritt“ ankündigt. Ich finde sowohl in meiner Funktion bei der Arbeiterwohlfahrt als auch als Geschäftsführer eines Trägers der Behindertenhilfe: Es lohnt, inne zu halten und vor dem Aufspringen zu klären, worum es wirklich geht. Ich kenne konkrete Ambulantisierungsprojekte: z.B. vom Rauhen Haus Hamburg, die trotz eines tollen Konzeptes nicht mehr finanziert, folgerichtig eingestellt wurden, oder z.B. aus einem Landeskrankenhaus in Niedersachsen, wo nach einigen Jahren ein Großteil der Projekte als gescheitert anzusehen ist, die Menschen wieder „stationär“ leben. Das kann ich fortsetzen. Aber fragt jemand ernsthaft, warum es so viele gescheiterte Projekte gibt? Daraus könnten wir für die heutige Debatte durchaus vieles lernen. Führen wir einen transparenten Diskurs, der alle Menschen unabhängig von Art und Schwere der Behinderung beteiligt und einschließt? Nein! Ich erfahre, dass es kein wirklich ernsthaftes Interesse an der fachlichen Debatte gibt. Der Sozialhilfeträger fordert unter der Vorgabe, hier könnte ordentlich gespart werden, von Trägern Ambulantisierungen, stattdessen bewusst die Hilfeempfängergruppe 1 in der zukünftigen Personalkalkulation mit einem Personalschlüssel aus, der

es Menschen in dieser Kategorie unmöglich machen wird, adäquat in einer stadtteilintegrierten Wohngruppe zu leben, obwohl er dies für sich für richtig und zutreffend entscheiden will. Ambulante Leistungssysteme wie Wohnassistenz, Pädagogische Betreuung im eigenen Wohnraum, Hilfen für behinderte Kinder werden in den letzten Jahren nicht nur nicht ausgebaut, sondern im Umfang drastisch reduziert. Die Menschen werden bewusst im unklaren gelassen, was das neue SGB XII ab dem 01.01.2005 für sie bringt. Hier sei nur das Stichwort Wohngemeinschaft genannt. Es wird Menschen in Wohngruppen unterstellt, sie lebten in Unfreiheit, Unselbstständigkeit, Abhängigkeit und Bevormundung. Hat da jemand mal die Menschen und ihre Angehörigen gefragt, was Sache im Alltag ist? Hat jemand mal die Budgetnehmer in Hamburg gefragt, wie es Ihnen in der Organisation und Bewältigung ihres Alltags geht? Hat jemand sich mal überlegt, was es für die stadtteilintegrierte Einrichtung heißt, wenn da keine Menschen der Hilfebedarfsgruppen 1 und 2 leben dürfen, wie die Behörde es will?

All' diese Fragen bringen mich dazu, heute zu sagen: Nein, keine Zwangsambulantisierungen, wie es die Behörde von den Trägern verlangt! Nein zu den Schwarz-Weiß-Diskussionen! Ebenfalls Nein zu denjenigen, die als Träger hingehen und schlicht vorhandene stationäre Einrichtungen als ambulant deklarieren und dies für einen

**„Lassen wir
uns nicht treiben
von dem
Druck öffentlicher
Kassen“**

Fortschritt der Ambulantisierung deklarieren. Dies sind Scheinambulantisierungen.

Führen wir eine offene, transparente Debatte mit allen Beteiligten, beziehen wir diejenigen mit ein, die einen sozialanwaltschaftlichen Auftrag haben, dann sage ich gerne ja und bin sofort dabei. Aber nicht so! Denken wir dabei an den öffentlich geäußerten klaren Satz der Hamburger Sozialsenatorin: Sie könne sich nicht vorstellen, dass durch ambulante Hilfen wirklich etwas eingespart werden könne. Darüber sei sie sich schon lange im Klaren.

Zur Zeit geht es bei der Diskussion „ambulant – stationär“ um das „entweder – oder“ und um „das eine ist gut“, also automatisch: „das andere ist schlecht“. Diese Einseitigkeit ist ärgerlich! Vielmehr sollte es um die Vielfalt von Wohn- und Assistenzangeboten gehen, um Wahlmöglichkeiten und um das „sowohl als auch“. Denn: ob ein Dienst am Menschen (also die Betreuung und Assistenz) gut und passend ist, das ist nicht vom Merkmal „stationär/ambulant“ abhängig, sondern von Ausbildung und Haltung der Mitarbeiter, vom zur Verfügung stehenden Geld, von baulichen und architektonischen Bedingungen und vielem mehr...

Also: Lassen wir uns nicht treiben von dem Druck öffentlicher Kassen, handeln wir im Interesse der Menschen mit Behinderungen mit Bedacht und mit Blick darauf, was Menschen wollen, was sie für sich als zutreffend und richtig artikulieren und verhindern wir vor allen Dingen eine weitere Teilung in fitte und nicht fitte Menschen mit Behinderungen, wobei die letzteren in der Gefahr sind, an den Rand der Gesellschaft gedrückt zu werden. Daher an dieser Stelle mein Contra verbunden mit der Hoffnung, dass wir ohne Aufgeregtheit mit klarem Blick Weiterentwicklung und Differenzierungen der Leistungsangebote für Menschen mit Behinderungen in unserer Stadt schaffen.“ **35**

Clemens Wollmann**Betriebsleiter Produktion im Betrieb Harburg 1, 39 Jahre**

Gemessen an seiner Betriebszugehörigkeit ist Clemens Wollmann einer der „jüngsten“ Kollegen der Elbe-Werkstätten. Seine Tätigkeit als Betriebsleiter des Produktionsbereichs am Nymphenweg begann am 1. Juli diesen Jahres. Dass er diese Stelle fand, hat er, man mag es kaum glauben, der Zeitschrift Schwindelfrei zu verdanken. Schon seit Jahren surft er regelmäßig auf die Elbe-Seiten, um sich in der Online-Ausgabe von Schwindelfrei über neue Entwicklungen im Behindertenbereich zu informieren. Beim Aufrufen unseres Magazins geriet er durch Zufall auf die ebenfalls online geschaltete Stellenausschreibung für den Betriebsleiter Produktion, eine Ausschreibung, die ihn geradezu elektrisierte. Liegt doch der Nymphenweg nur wenige Minuten von seiner Marmstorfer Wohnung entfernt.

„**S**chon lange“, so sagt er heute, „hatte ich den Wunsch, meinen Beruf und soziales Engagement miteinander zu verknüpfen.“ Für jemanden aus der High-Tech-Branche gibt es dafür jedoch nur wenige Chancen. Dieses Angebot war aber eine echte Chance; etwas, wo ich dachte: Diesmal kann es gelingen.“ Ein Engagement im Behindertenbereich liegt dem Vater zweier Kinder insofern nah, als sein fünfjähriger Sohn eine Entwicklungsverzögerung aufweist und die Sondergruppe der Kindertagesstätte Elfenwiese besucht. Auf dem Weg zur Arbeit kann Papa nun seinen Sohn gleich mitnehmen, denn der Kindergarten liegt in unmittelbarer Nähe zu seinem neuen Arbeitsplatz.

Sein erster Arbeitstag bei den Elbe-Werkstätten am 1. Juli wird ihm, wie Clemens Wollmann sagt, wohl in ewiger Erinnerung bleiben. Die Aufnahme im Betrieb war überwältigend und nachmittags gab es eine kleine Feier mit allen MitarbeiterInnen und KollegInnen, und dafür gab es gleich drei Anlässe: Sein Neueinstieg, sein neununddreißigster Geburtstag und gleichzeitig auch noch der Geburtstag von der Betriebsleiterkollegin Sabine Gerdes.

Mittlerweile hat der neue Betriebsleiter in den meisten Berufsbildungs- und Arbeitsgruppen bereits einmal hospitiert. Sein Eindruck: „Die Vielfalt der Arbeitsgebiete und die Vielfalt der Menschen einschließlich ihrer Be-



„Ich habe das gute Gefühl, bei den Elbe-Werkstätten ein neues berufliches Zuhause zu finden.“

hinderungen macht die Aufgabe ungeheuer interessant. Es ist für mich eine große Herausforderung, die Arbeit so zu organisieren, dass sie zu den Menschen passt.“ Und Organisieren hat er im Laufe seiner beruflichen Tätigkeit gelernt. Zwölfeneinhalb Jahre war er bei einer Anlagebaufirma in Rosengarten tätig. Sie stellt fahrerlose Transportsysteme her, die in unterschiedlichen Branchen zum Einsatz kommen: In der Automobilindustrie, im Bereich „Druck und Papier“, in der Lagertechnik, im Keramikbereich usw.. Vieles von dem, was Clemens Wollmann dort getan hat, ist eine gute Voraussetzung für seine neue Aufgabe bei den Elbe-Werkstätten. Und Clemens Wollmann muss sich in Harburg und in Marmstorf nicht erst akklimatisieren. In der nahen Auferstehungsgemeinde war er in der Jugendarbeit tätig. Dort hat er auch seine Frau kennen gelernt, die er 1991 heiratete.

Und was macht der neue Betriebsleiter außerhalb seiner Arbeitszeit? „Meine Freizeit,“ so sagt er, „ist geprägt vom Fami-

lienleben mit den Kindern. Unser Lieblingsurlaubsort ist Großenbrode an der Ostsee. Hier haben wir vor Jahren ein idyllisches Quartier auf einem Bauernhof, abseits vom Rummel gefunden. Als norddeutsche Wasserratte bin ich natürlich dem Wassersport mit Segeln und Tauchen verbunden.“

Und mit welchen Gefühlen geht er nach wenigen Wochen morgens an seinen Arbeitsplatz? „Ich habe das gute Gefühl, bei den Elbe-Werkstätten ein neues berufliches Zuhause zu finden. Ich freue mich darauf, viele neue Dinge lernen zu können und neuen Menschen begegnen zu dürfen. Ich spüre eine ungeheure Offenheit und die Bereitschaft, mich an allem teilnehmen zu lassen. Deswegen möchte ich mich an dieser Stelle für das Vertrauen bedanken, das mir die Geschäftsleitung, meine Kollegen und die Mitarbeiter entgegenbringen.“

Alles Gute, Clemens Wollmann, in unserem Betrieb und viel Erfolg bei der neuen Tätigkeit wünscht auch die Schwindelfrei-Redaktion.
db

Günter Riefling

Fahrdienstleiter der Elbe-Werkstätten, 61 Jahre



Günter Riefling hat sein Berufsleben mit Ablauf des Monats August abgeschlossen. Dreizehn Jahre hat er bei den Elbe-Werkstätten verbracht, zunächst als Fahrer und stellvertretender Fahrdienstleiter. Zwei Jahre später, nach dem Ausscheiden seines Vorgängers Rhett Remer, übernahm er dann dessen Aufgaben.

Eine Reihe von Veränderungen hat es in der Zeit seiner Zuständigkeit im Fahrdienst gegeben. Für die erste hat er gleich selber gesorgt, er hat nämlich Zivildienstleistende in der Fahrerverantwortung zugelassen, weil er bei seinen früheren Tätigkeiten sehr gute Erfahrungen mit einer solchen Regelung gemacht hatte.

Einschneidender waren noch andere Veränderungen: So wurde in seiner Zeit als Fahrdienstleiter die Anzahl der angestellten Fahrer um 50% reduziert, Fahrten wurden ausgegliedert und an Fremddienste vergeben. Dasselbe geschah mit den Warentransporten: Auch diese gingen nach und nach an Spediteure und Kurierfahrer über. Um den Erhalt der restlichen Eigenkapazitäten kämpfte Günter Riefling bis zuletzt mit großer Entschiedenheit. „Wir müssen schließlich flexibel sein und auch die Kostenreduzierung hat bei all zuviel Fremdvergabe ihre Grenzen,“ sagt er.

Einen „ewigen Kampf“ führte Günter Riefling mit den Kollegen aus den Sozialen Diensten. „Manchmal hatte ich den Eindruck“, blickt er schmunzelnd zurück, „dass sie meine Arbeit regelrecht sabotierten. Hatte ich gerade mühsam durch Umorganisationen und Tourenplanung Einsparungen erkämpft, kamen garantiert neue Anforderungen aus dem Sozialen Dienst für die Beförderung eines Rollstuhlfahrers oder eines Praktikanten in eine andere Werkstatt und mach-

ten diesen Einspareffekt zunichte.“ An seinem Augenzwinkern kann man jedoch sehen, dass diese Beschwerde nicht wirklich ernst gemeint ist. Auch er weiß, dass die Interessen der Mitarbeiter in den Elbe-Werkstätten oberste Priorität haben.

„In Zukunft“, so denkt er laut nach, „werden die Anforderungen an meinen Nachfolger wahrscheinlich noch schwieriger sein. Die Mitarbeiter werden älter, die Schwere der Behinderung steigt, mehr und mehr Rollstuhlfahrer sollen in die Werkstatt aufgenommen werden und mit der neuen Konzernbildung der Werkstätten in Hamburg wird auch der Warentransport mit Sicherheit zunehmen.“

Es klingt so, als wäre er froh, sich diesem Stress nicht mehr aussetzen zu müssen. „Nein“, sagt er, „bei allen Schwierigkeiten: Meine Zeit bei den Elbe-Werkstätten war sicher nicht mein schlechtester Berufsabschnitt. Als Fahrdienstleiter hatte ich schließlich auch die Möglichkeit, etwas zu gestalten und Dinge mit zu entscheiden.“ Bevor er seine Dienste bei den Elbe-Werkstätten antrat, betrieb Günther Riefling vierzehn Jahre lang eine Fahrschule in Wandsbek. Zuvor war er zwölf Jahre lang bei der Bundeswehr Schirrmeister, eine Art Fuhrparkleiter und gleichzeitig auch Fahrlehrer. „Ich habe immer Umgang mit Personen gehabt, und das hat mir auch gelegen“, so summiert er seine beruflichen Tätigkeiten. „Aber wenn man alles zusammen nimmt, war

die Zeit bei den Elbe-Werkstätten tatsächlich die schönste.“

Was wird er mit seiner neu gewonnenen Freiheit machen? Was sind seine Pläne für sein Rentnerdasein? Zunächst ist da einmal das Haus mit Garten in Glinde, das er und seine Frau bewohnen. Die beiden planen bereits ausgiebige Urlaubsreisen, vielleicht mit einem Wohnmobil, und sie sind aktive Wassersportler, sei es mit dem Motor- oder mit dem Paddelboot. In Heiligenhafen haben sie einen Zweitwohnsitz, den sie gerade renoviert haben. „Langweilig“, so sagt er, „wird mir meine Rentnerzeit sicherlich nicht werden. Ich hoffe, ich bleibe noch möglichst lange fit, um all meine Pläne zu verwirklichen“. db



„Ich hoffe, ich bleibe noch möglichst lange fit, um all meine Pläne zu verwirklichen“



Burcu Teker, 21

**Mitarbeiterin in der Verpackungsgruppe
von Dirk Meßer, Harburg I**

Burcu Teker hat in ihrer Arbeitsgruppe einen außergewöhnlichen Arbeitsplatz: Sie sitzt am Computer, erfasst Listen und gibt in das „Olymp“-System Informationen über die Fertigungsaufträge ein.

Das Besondere: Burcu Teker kann nur mit einem Zeigefinger schreiben, sie sitzt aufgrund einer spastischen Läh-

mung im Rollstuhl. Ihr Arbeitsplatz ist speziell für sie ausgestattet worden. Sie hat eine besondere Tastatur mit Mulden für ihren Finger, und da sie mit der linken Hand arbeitet, ist diese Tastatur seitenverkehrt aufgebaut. Statt einer Maus hat sie einen Joystick mit Zusatztasten, über die sie unter anderem die Cursergeschwindigkeit steuern kann. Die Ergebnisse ihrer Arbeit kann sie auf einem Flachbildschirm verfolgen. Burcu Teker hat auch zu-

hause einen PC stehen, auf dem sie überwiegend Computerspiele spielt. Außerdem hat sie, schon bevor sie in ihrer Gruppe diese Tätigkeit übernahm, einen Volkshochschulkurs belegt, um die Grundbegriffe des PCs zu erlernen. Ihr Arbeitsplatz in ihrer Gruppe ist einer von mehreren PC-Arbeitsplätzen, auf denen körperbehinderte Menschen Verwaltungstätigkeiten ausführen können. Die Einrichtung der Arbeitsplätze war als Projekt organisiert und ist mittlerweile in den „Regelbetrieb“ übergegangen. Das Training übernahm Angelika Ballhorn, eine Praktikantin für Ergotherapie.

Burcu Teker hat, bevor sie im Jahre 2000 zu den Elbe-Werkstätten wechselte, die benachbarte Schule für körperbehinderte Menschen an der Elfenwiese besucht. Zwei Jahre durchlief sie den Berufsbildungsbereich, und zwar in der Metallgruppe von Uli Grave, wo sie auch schon Erfahrungen mit Computern sam-

melte, und in der Papiergruppe von Edith Lorenzen. Bereits vor drei Jahren hat sie zum ersten Mal für Schwindelfrei ihre Computerfähigkeiten eingesetzt. Sie hat einen Bericht über ihren Werkstattalltag als Rollstuhlfahrerin mit all seinen Hindernissen geschrieben und ihn mit Fotos illustriert.

Burcu Teker lebt bei ihren Eltern in Harburg. Sie hört gerne Musik, sieht fern und geht, wie sie sagt, „gerne mit Mama spazieren“. Sie ist ein erklärter Fan der Sängerin Janet Biedermann, die vor kurzem ein Konzert im Congresszentrum in Hamburg gab, das sie selbstverständlich mit ihrer Mutter besucht hat. Schon im Vorwege hat sie sich alle notwendigen Informationen über das Internet besorgt und sich gleich eine Karte gekauft, als sie feststellte, dass der Saal für Rollstuhlfahrer zugänglich ist. Der Konzertbesuch war allerdings von einem etwas unerfreulichen Ereignis gestört: Burcu Teker wollte den Auftritt gerne mit dem Camcorder festhalten, wurde aber von einem Ordner sehr unsanft darauf hingewiesen, dass das Filmen nicht erlaubt sei. „Ich hab es dann gelassen“, sagt sie heute, „ich will schließlich keinen Stress mit den Bullen.“

In der Werkstatt gefällt es ihr gut. „Es macht mir Spaß hier“, sagt sie. „Ich habe hier meine Freunde, die ich schon aus der Schule kenne. Und ich such mir die Leute aus, die ich kennen lernen und mit denen ich mich unterhalten will. Wenn mich jemand anspricht, dann bin ich anfangs immer etwas schüchtern und aufgeregt, aber nach ein, zwei Tagen geht es dann.“ Burcu Teker unterhält sich gerne mit Leuten, sie lacht viel und ist – bei aller anfänglichen Zurückhaltung – ein aufgeschlossener, fröhlicher und mitteilbarer Mensch. db



Burcu Teker unterhält sich gerne mit Leuten, sie lacht viel und ist – bei aller anfänglichen Zurückhaltung – ein aufgeschlossener, fröhlicher und mitteilbarer Mensch.



Rüdiger Frauenhoffer, 35

Mitarbeiter der Buchbinderei im Betrieb
Altona und Schwindelfrei-Redakteur



Natürlich bekommen alle Freunde immer auch regelmäßig die neueste Ausgabe unseres Infomagazins zugeschickt, denn Rüdiger ist mit Leib und Seele Schwindelfrei-Redakteur.

In der Redaktion der Zeitschrift Schwindelfrei arbeitet Rüdiger Frauenhoffer nun seit 10 Jahren mit. Schreiben gehört zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Er berichtet über Ereignisse, die er erlebt und über Veranstaltungen, an denen er teilgenommen hat. Er berichtet über seine Reisen und er macht Interviews.

Rüdiger Frauenhoffers Freizeit ist sehr ausgefüllt. Oft ist er im Stadtgebiet von Hamburg unterwegs, z.B. bei Großveranstaltungen wie den Harley-Davidson-Treffen, bei Auto-shows oder bei Fahrzeugpräsentationen durch ein Autohaus. In den Autohäusern der Stadt ist er

ein guter Bekannter. Ebenso vertraut ist er mit den Moderatoren von Radio Hamburg und Radio Schleswig-Holstein, von denen er viele bereits im Studio besucht hat. Gemeinsam mit seinem Freund Mathias Behrmann schwärmt er für David Hasselhoff und die alten Kultserien Baywatch und Night Rider. Gemeinsam haben die beiden schon eine Reihe von Filmmanuskripten verfasst, von denen eines auch einmal durch einen Zivildienstleistenden mit einer kleinen Schauspielercrew in die Realität umgesetzt worden ist. In diesen sehr phantasievollen Filmmanuskripten taucht unter dem Pseudonym „Nena“ immer wieder auch die ehemalige EW-Sportlehrerin Inga Siebel auf. Ein weiteres Hobby ist das Reisen. Gemeinsam mit seinen Eltern ist Rüdiger oft in den Alpen oder auch in Italien unter-

wegs. Mit dem Freizeitclub der Lebenshilfe Schenefeld war er zu einer Kanutour in der Holsteinischen Schweiz, mit „Leben mit Behinderung Hamburg“ in Oldenburg und bei der Meyer-Werft in Papenburg. Über seine Reisen verfasst Rüdiger Berichte, oft in Form von Tagebüchern, die minutiös die Ereignisse festhalten. Außerdem pflegt er einen weit verzweigten Schriftverkehr mit vielen Brieffreunden, z.B. nach Ilmenau, nach Marburg zur Bundesvereinigung Lebenshilfe oder nach Stade. Und natürlich bekommen alle Freunde immer auch regelmäßig die neueste Ausgabe unseres Infomagazins zugeschickt, denn Rüdiger ist mit Leib und Seele Schwindelfrei-Redakteur. db



Neues aus dem Garten

In der „Schwindelfrei“, Ausgabe 27, vom Sommer 2003 berichteten wir bereits über das ESF-Projekt „Berufsbegleitende Qualifizierung für Menschen mit Lernschwierigkeiten, die im Gartenbau beschäftigt sind“. Hier nun ein weiterer Zwischenbericht.



Zuerst die gute Meldung: Das Projekt wurde verlängert!

Das ist nicht nur eine Bestätigung der erfolgreichen zweijährigen Arbeit sondern bedeutet, dass bis Ende 2006 noch viele Kollegen aus den vier Werkstätten in Hamburg an gemeinsamen weiteren Qualifizierungen teilnehmen werden.

Wir freuen uns insbesondere darüber, dass zukünftig auch Kollegen aus Mecklenburg-Vorpommern und Schleswig-Holstein mit uns gemeinsam an der Weiterentwicklung der Lehrpläne und Materialien zusammenarbeiten wollen.

Diese werden dann allen interessierten Werkstätten zur Verfügung gestellt.



Wer als Sportler an den Special Olympics im Stadtpark teilnahm oder die Veranstaltungen besuchte, hat vielleicht schon bemerkt, dass sich in einem Waldstück am Rande der großen Festwiese im Stadtpark etwas tut: Es entsteht eine Oase der Sinne, die von KollegInnen der

Fortbildung im Rahmen von Projektwochen gemeinsam entwickelt und gebaut wird: Das Gartenbauamt Nord hat ein bisher nicht genutztes Gelände von 5000 qm in der Nähe zum Südring hierfür freigegeben.

Damit entsteht mitten im Hamburger Stadtpark eine Erfahrungs-

Fritz Schumacher, in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts Oberbaudirektor in Hamburg, soll einmal gesagt haben: ‚Möge der Stadtpark nie vollendet sein‘. Daran arbeiten wir...



welt, in der alle fünf Sinne neu angeregt und erlebt werden können.

Die Gestaltung geschieht in Kooperation mit den Gartengruppen der Winterhuder Werkstätten, der Tagesstätte ILSE WILMS von Leben mit Behinderung Hamburg und dem Gartenbauamt im Bezirk Nord. Der gemeinnützige Stadtparkverein wird die architektonische und inhaltliche Entwicklung der ‚Oase der Sinne‘ durch ehrenamtliches Engagement unterstützen.

Die Teilnehmer aus dem letzten Kurs des alten ESF-Projektes haben den Grundstein für ein Labyrinth gelegt: Über 200 Meter wurden nach einem Plan angelegt. Das ganze Labyrinth wurde eingemessen und fertig ausgekoffert (Aushub des Mutterbodens),

eine Tragschicht eingebaut. Begonnen wurde mit dem Verlegen von Steinen für die seitliche Wegbegrenzung.

Was soll das Labyrinth? Auf den verschlungenen Pfaden des Labyrinths sollen Menschen barfuß unterschiedliche Wegeflächen erspüren können. Wer mag, kann sich die Augen verbinden, um die unterschiedlichen Materialien (Steine, Sand, Korke, Mulch) noch intensiver wahrzunehmen.

Zudem werden Skulpturen das Areal verschönern: Mit den Händen können dann Figuren erspürt und ertastet werden, die Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam herstellen werden.

Dieser erste Bauabschnitt und alle weiteren werden dann allen Besuchern der größten Hambur-

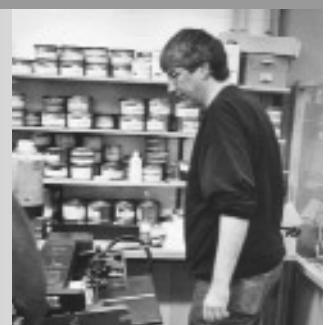
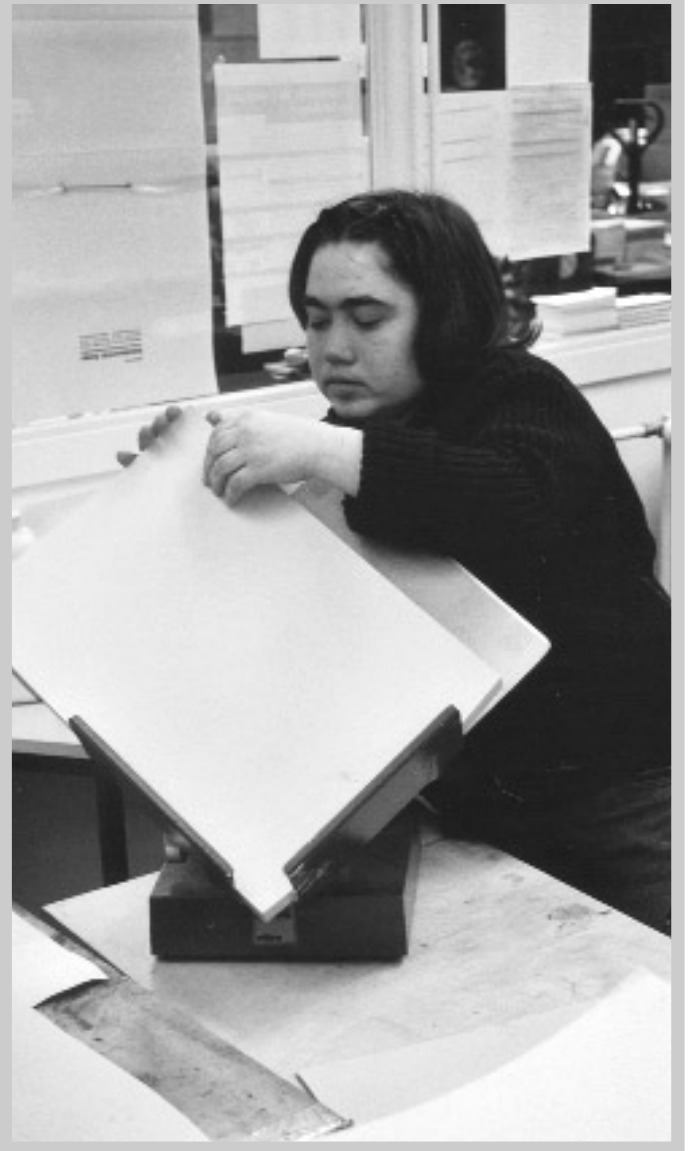
ger Grünanlage kostenlos zur Verfügung stehen.

Bis wir allerdings fertig sein werden, wird wohl noch einige Zeit vergehen. Aber wir brauchen das Gelände ja, um in dieser berufsbeleitenden Qualifizierung auch weiterhin praktische Tätigkeiten anzubieten.

Das liegt eigentlich ganz im Sinne des Erfinders des Stadtparkes:

Fritz Schumacher, in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts Oberbaudirektor in Hamburg, soll einmal gesagt haben: ‚Möge der Stadtpark nie vollendet sein‘. Daran arbeiten wir...

*German Pump
Jens Sass-Nymmerga*







Die Special Olympics

Reini Kunze, Sänger des „Alsterdorfer Stör-funks“ hatte den Auftritt seines Lebens: 12.000 Menschen vor sich, die beste Akustik der Welt um sich, die Linsen der Fernsehka-meras auf sich gerich-tet, vor sich in der er-sten Reihe hochkarä-tige Prominenz – und so schmetterte er los: „O sole mio“, „Nur der Wind“ und „Let it be“, den Evergreen der Beatles in einer deut-schen Version. Sein Tenor füllte die Halle nicht nur, er spreng-te sie geradezu. Reini Kunze ließ Caruso vergessen. Vielleicht war es das Unerwarte-te, das hier seine Wir-kung tat. 12.000 Men-schen waren begei-stert, jubelten ihm zu, sprangen von den Sit-zen auf. Die Special Olympics hatten ihren ersten Star, und das war wider Erwar-ten kein Sportler.



in Hamburg



Einmarsch zur Olympiade



Eröffnungsfeier mit den Prinzen



Die Eröffnungsveranstaltung in der Colorline-Arena

Reini Kunzes Auftritt tat der Eröffnungsveranstaltung gut. Sie hatte etwas müde begonnen. Das Bläserquintett hatte keine wirkliche Begeisterung ausgelöst und der Einmarsch der Athleten gestaltete sich aufgrund der Innenbestuhlung etwas mühsam. Natürlich versuchten die beiden Moderatoren Judith Drakas vom Hamburg-Journal und Michael Antwerpes von der Sportschau der ARD gegenzusteuern. Besonders Judith Drakas gab die Animateurin und startete eine La-Ola-Welle nach der anderen. Die Beteuerung, noch nie so eine tolle Veranstaltung erlebt zu haben, wurde jedoch auch durch die Wiederholung nicht glaubwürdiger und das besondere Animieren der Prominenz in der ersten Reihe wirkte eher peinlich. Trotzdem: Der Fan-Block der Elbe-

Werkstätten hatte Spaß. Von weitem schon an den einheitlichen weißen T-Shirts mit dem Elbe-Logo auszumachen, stellten sie einen beachtenswerten Block im weiten Rund der Colorline-Arena dar und die Einheitskleidung korrespondierte mit den einrückenden ELBE-Sportlern, die ebenfalls überwiegend mit EW-T-Shirts bekleidet waren.

Nach dem Auftritt des „Störfunks“ und einer Percussion-Band namens „Hot Schrott“ folgten die unvermeidlichen Reden. Aber, oh Wunder, sie hielten sich an die knappen zeitlichen Vorgaben. Ole von Beust als gastgebender Bürgermeister, der Vertreter der Sportministerkonferenz, der Vertreter des IOC und der Präsident von Special Olympics Deutschland. Dazu, fast anrührend, eine Videobotschaft von Eunice Kenne-

dy-Shriver, mit über 90 Jahren noch platinblond, intensiv und von ihrer Sache überzeugt. Sie hat vor vielen Jahren die Special Olympics-Bewegung gegründet, weil sie selber eine Schwester mit Down-Syndrom hatte.

Dann der hochoffizielle Teil der Eröffnung, der Einzug der olympischen Fahne, des olympischen Feuers und dann der Olympische Eid. Agnes Wessalowski, Schwimmerin vom TSG Bergedorf mit Down-Syndrom und ihre Assistentin, der Weltstar Bianca Jagger. Beide hatten in der Woche zuvor den Women-World-Award in Hamburg erhalten und sich angefreundet. Beide sprachen die olympische Eidesformel. Die Sportlerin auf Deutsch, der Star auf Englisch. Das olympische Feeling erreichte Hamburg, die Zeremonie erzeugte eine Gänsehaut.



Nach der Lasershow dann der Musikeil. Noch mit verhaltenem Erfolg „Lotto King Karl“, souverän wie immer die „Prinzen“. Nun gab es kein Halten mehr. Die Halle wurde zum Tanzsaal, die Fans drängten sich vor der Bühne. Jetzt spätestens waren die Beschwerden im Vorfeld vergessen, zum Beispiel die Tatsache, dass die Elbe-Werkstätten kurzfristig 300 Karten weniger bekommen hatte, als ursprünglich zugesagt, was dazu führte, dass viele, die sich schon auf die Veranstaltung gefreut hatten, zuhause bleiben mussten. Vergessen auch die lange Wartezeit vieler Sportler vor ihrem Einmarsch in die Halle. Bis zu drei Stunden sollen manche in den Warteräumen verbracht haben.

Wer wollte, konnte zum Ende der Veranstaltung das Spiel Deutschland gegen die Niederlande auf der Großleinwand verfolgen, eindeutig das beste Spiel der deutschen Mannschaft während dieser EM, das bekannterweise 1:1 endete. Ein schöner Abschluss für diejenigen, die zu dieser Zeit noch nicht den Heimweg angetreten hatten und kein schlechtes Omen für die Special Olympics in Hamburg, die, wie sich zeigte, eine großartige Veranstaltung werden sollte. *db*

Die Idee der Special Olympics

Die Special Olympics sind eine private Initiative der Kennedy-Foundation, die es sich zum Ziel gesetzt hat, internationale und nationale Wettkämpfe für Menschen mit geistiger Behinderung zu veranstalten und auf diesem Weg die Öffentlichkeit für das Anliegen dieses Personenkreises zu interessieren. Die Veranstaltungen sind privat finanziert. Lediglich die Veranstaltungsorte steuern einen kleinen öffentlichen Zuschuss bei. Die Wettkampfregelein dieses besonderen Sportereignisses sind so gehalten, dass es keine Verlierer gibt. Teilnehmen kann, wer in seiner Sportart regelmäßig trainiert. Es werden Leistungsgruppen zwischen sechs und acht Teilnehmern

gebildet, und zwar aufgrund der Vormeldungen der Trainer, die vorab die Leistungsdaten wie Zeiten, Höhen oder Weiten bzw. – wo das nicht geht – die Wettkampfstärke ihrer Sportler angeben bzw. bewerten müssen. Diese Meldungen werden in Vorrunden überprüft und aus diesen Informationen bilden die Veranstalter die Gruppen. Innerhalb jeder Gruppe erhalten die ersten drei, wie bei Olympischen Spielen üblich, eine Gold-, Silber- und Bronze-medaille, für alle übrigen gibt es eine Kupfermedaille. Sollte sich jemand während der Vorkämpfe zurückgehalten haben und 20 % über seiner Vorlaufleistung liegen, wird er disqualifiziert.



Katja Selke (oben rechts) errang den 4. Platz beim 50 m Brustschwimmen der Frauen

Finale: 4 x 50 m Freistil, Jens Senges (linkes Bild) errang den 3. Platz und Maik (rechts) den vierten





*Fußballturnier
im Stadtpark*



Schwimmwettkampf Herren



Fühlen ohne zu sehen



Die Schwimmtribüne



Der Sinnesparcours



Siegerehrung der Fußballmannschaft

Die Special Olympic National Games



Michael Friedrichs, Teilnehmer am Hockeyturnier

Beim Hockey haben wir den dritten Platz belegt. Für mich war das Schönste das Toreschießen. Ich hab' insgesamt drei Tore geschossen. Den Einmarsch der Athleten in die Color-Line-Arena fand ich sehr aufregend. Aber alles ging gut. Als wir in die Halle kamen, haben alle geklatscht und die Elbe-Mitarbeiter in ihren weißen T-Shirts haben uns zugejubelt.



Jens Schweisgut, Teilnehmer an den Schwimmwettkämpfen

Ich hab beim Schwimmen in der Alster-Schwimmhalle mitgemacht – beim 50-Meter-Freistil. Ich war in der Leistungsgruppe, hab aber leider nur den vierten Platz belegt, weil ich beim Wettkampf Wadenkrämpfe hatte. Von meiner Zeit her hätte ich gewinnen können. Schade. In der Schwimmhalle herrschte eine tolle Atmosphäre. Gestört hat mich die lange Wartezeit. Wir sollten schon um 8.00 Uhr

da sein, aber mein Wettkampf war erst um 12.00 Uhr. Der eigentliche Wettkampf war am Donnerstag. Am Dienstag und Mittwoch waren die Vorläufe, d.h. wir waren drei Tage im Einsatz. Mit Heiko und Jens zusammen habe ich auch am Staffeltwettbewerb teilgenommen. Wir hatten viel Zeit, auch den anderen Wettbewerben zuzusehen. Ganz erstaunlich, faszinierend und berührend fand ich, dass dort u.a. ein

Schwimmer ohne Hände startet. Allein dieser Mut und diese Anstrengung hätten schon eine Goldmedaille verdient. Das Tollste an den Special Olympics war die Eröffnungsfeier. Am Besten fand ich den Sänger vom „Alsterdorfer Störfunk“. So ein kleiner Mensch, der sich vor dieses Riesenpublikum stellte und losschmetterte. Die ganze Atmosphäre in der Halle hat mir unglaublich gut gefallen.



Renate Müller, Teilnehmerin am Hockey-Turnier

In unserer Gruppe waren acht Mannschaften. Wir haben viermal gewonnen, zweimal unentschieden gespielt und einmal verloren. Gespielt haben wir auf Kunstrasen im Stadtpark. Sonst sind wir immer in der Halle, diesmal waren wir draußen. Mit dem Wetter hatten wir Glück: Es hat nur einmal geregnet, sonst schien auch sogar gelegentlich die Sonne. Un-

sere Mannschaft war gemischt. Es spielten sechs Männer und zwei Frauen, das waren Andrea und ich. Immer vier Personen waren auf dem Platz und es wurde ausgewechselt. Am Ende haben wir den dritten Platz belegt. Das Turnier war anstrengend, aber ich fand es sehr schön und wir standen mit unserer Mannschaft auch in der Zeitung.

Martina Denecke, „Coach“ der Schwimmmannschaft

Für mich war es unglaublich spannend und anrührend, die Wettkämpfe zu verfolgen. Die Aufregung vorher, die Spannung und dann die Erleichterung, wenn es vorbei war. Und natürlich der riesige Spaß bei der Sache. Jeder hat die Wettkämpfe unglaublich ernst genommen und trotzdem war niemand traurig über eine schlechte Platzierung. Dabei gewesen zu sein, war hier tatsächlich alles. Sehr beeindruckend fand ich auch die „Volunteers“. Das waren Schüler aus Hamburger Schulen im Alter zwischen 14 und 16, die allesamt wohl bis dahin kaum Erfahrung mit geistig behinderten

Menschen hatten. Sie haben die gesamte Organisation der Wettkämpfe übernommen, und das war, finde ich, eine tolle Leistung. Aber ich glaub, es war für sie auch ein unglaubliches Erlebnis. Ich hab' die meiste Zeit über die Schwimmwettkämpfe verfolgt. An einem Vormittag war ich mit meiner Gruppe aber dann auch im Stadtpark. Wir haben uns ein Fußballspiel angesehen, waren im Gesundheitszelt und im Sinnenparcours. Die ganze Veranstaltung war sehr viel mehr als nur Spaß. Es war ein unvergleichliches Ereignis vom Anfang bis zum Ende. So etwas habe ich tatsächlich bisher noch nicht erlebt.



- was die Elbe-Teilnehmer dazu sagen



Astrid Johannsen, Trainerin für die Tischtennis- und Hockeywettkämpfe

Die Special Olympics, soweit ich sie mitbekommen habe, waren sehr gut organisiert, deutlich besser als die Veranstaltungen davor in Berlin und Frankfurt. Das hat sich auf die Atmosphäre ausgewirkt. Es hat allen Beteiligten Riesenspaß gemacht. Beim Tischtennis gab es eine echte Wettkampfstimmung mit allem, was dazugehört, mit Erfolgen und Misserfolgen. Auch in den Wartezeiten hatte niemand Langeweile, man konnte zuschauen oder das Beiprogramm besuchen. Tischtennis fand in der Alsterdorfer Sporthalle statt. Wir haben mit neun Spielern teilgenommen, und ich war am Dienstag, Donnerstag und Freitag in der Halle.

Am Mittwoch hab ich mit Marion Parbs zusammen das Hockeyturnier als Demosportart organisiert. Wir haben es nach unseren Hockeyregeln ausgerich-

tet, die wir hier in Norddeutschland erprobt haben. Gespielt wurde auf einem kleinen Feld, 4 gegen 4, 10 Minuten lang. Der Wettbewerb fand auf Kunstrasen draußen statt, auf dem Gelände des Hockey- und Tennisclubs im Stadtpark. In zwei Gruppen spielten jeweils vier Mannschaften, jeder gegen jeden. Unterstützt wurden wir von den Damen des Hockeyclubs, für die das wohl eine beeindruckende Erfahrung war. Sie hatten offensichtlich nicht erwartet, dass unsere Sportler so professionell sind. Wir haben die Wettkämpfe gut über die Bühne gekriegt, alles hat bestens geklappt. Und auch die Öffentlichkeit hat uns

wahrgenommen. Wir hatten Berichte in den Zeitungen, einen sehr ausführlichen sogar in der Obdachlosen-Zeitung „Hinz und Kunzt“. Außerdem gab es einen Fernsehbericht auf N3 im Hamburg-Journal. Und schließlich hat an diesem Mittwoch sogar das Wetter mitgespielt.





Torsten Bodendick, Teilnehmer am Radfahren

Wir haben mit unserer Mannschaft aus Meckelfeld am 1000-Meter, 5000-Meter und am Mannschaftsfahren teilgenommen. Der Kurs war auf der Saarlandstraße beim Stadtpark. Wir sind in Gruppen eingeteilt worden nach den Zeiten, die wir im Vorrennen erzielt haben. Ich habe beim 1000-Meter-Fahren den vierten, bei 5000 Metern den dritten Platz belegt und beim Mannschaftsfahren sind wir fünfte geworden. Das Ganze hat großen Spaß gemacht. Während der Rennen hat das Wetter noch einigermaßen mitgespielt. Bei der Siegerehrung am Donnerstag hat es dann plötzlich fürchterlich angefangen zu regnen, so dass alle auf die Bühne geflüchtet sind.

Heidi Rettberg, Teilnehmerin an den Tischtennis-Wettkämpfen

Barbara und ich haben beim Tischtennis mitgemacht in der Alsterdorfer Sporthalle. Wir haben gegen Frauen aus anderen Werkstätten gespielt. Ich hab den 3. Platz belegt in meiner Gruppe, Barbara war 4. Ein Zivi ist mit uns mitgegangen. Es waren ganz viele Tischtennisspieler da. Auch bei der Eröffnung war ich dabei und wir sind dort in die Halle einmarschiert. Das war das Tollste. Da war es voll! Oje! Zum Schluss gab es eine Siegerehrung und ich habe eine Bronzemedaille bekommen.

Lusala Vumbi-Luku, Teilnehmer am Fußballturnier

Die Special Olympics haben mir ganz viel Spaß gemacht. Schon die Eröffnungsfeier war toll. Es gab eine Lasershow, es haben bekannte Gruppen gespielt, die „Prinzen“ und „Lotto King Karl“. Wir sind als Elbe-Mannschaft gemeinsam einmarschiert, toll ausgestattet mit unseren neuen Trainingsanzügen und mit den EW-T-Shirts. Eigentlich ging es schon vorher los. Vor der Olympiade haben wir den HSV besucht und mit den Spielern trainiert, Elfmeter-Schießen und auch so ein gemischtes

Spielchen. Unser Fußballturnier fand im Stadtpark statt, auf kleinen Feldern in der Nähe vom Planetarium. In unserer Gruppe haben wir den 4. Platz belegt, es war eine schwere Gruppe mit schweren Gegnern. Mit dem Wetter hatten wir Glück: Es war wechselhaft, aber trocken. Das Turnier ging von Dienstag bis Freitag, dann war die Siegerehrung.

Für mich war die Woche sogar noch anstrengender, ich hatte am Mittwochabend Generalprobe für die Urauffüh-

rung von „Romeo und Julia“. Ich spiel nämlich in der Theatergruppe „Eisenhans“ und ausgerechnet in dieser Woche hatten wir im Thalia-Theater Gaußstraße unseren Auftritt. Das hat die Woche für mich ganz besonders anstrengend gemacht.



Die Fußballmannschaft der Elbe-Werkstätten



Die Special Olympic 2004 – Das Fußballturnier



Spieler und Gegner und kamen zu der Erkenntnis, dass es ein gutes und spannendes Spiel gewesen war.

Am Ende belegten wir einen 4. Platz in unserer Gruppe und waren alle stolz auf uns.

Unsere Turniergegner waren :

- Alsterdorfer Werkstätten
- Albert-Schweitzer Schule / Schwerin
- Gemeinnützige Werkstatt / Pasewalk
- Heinstatt-Clemens-August / Nauenkirchen
- Heilpädagogisches-Heim / Weiden
- Hoisbüttel SV
- Inpuncto Werkstätten / Dresden
- Pro Werk / Bethel
- Sportgemeinschaft Weckelweiler

Nachlese :

Einen bitteren Beigeschmack gab es während des Turniers auch. Einige Trainerkollegen haben diese Veranstaltung wohl nicht ganz verstanden. Es ging hier nicht um eine Trainerprofilierung, sondern um unsere Mitarbeiter. Denn es handelte sich um ihre Special Olympics. Bei uns in der Mannschaft habe ich alle Spieler immer eingesetzt nach dem Motto: Wir gewinnen und verlieren gemeinsam.

Was nehme ich an Positivem aus den Special Olympics mit:

Ich kann nur wieder betonen, wie mir die Spieler ans Herz gewachsen sind. Ich werde meinen Spielern im Verein von dem Fußballturnier berichten, was ich so alles erlebt und aufgenommen habe, z.B. dass meine Spieler nicht so wehleidig sind und nicht wegen eines kleinen Wehwehchens immer jammern. Sie beherzten den Eishockey-Slogan der Hamburg Freezer: „Steh auf, wenn du ein ELBIANER bist...!“

Was wünsche ich mir für die Zukunft :

- Dass ich die Mannschaft weiter bei einigen Turnieren betreuen und begleiten darf.
- Dass wir Verstärkung in unserem Team bekommen.
- Dass wir es auf die Reihe bekommen, mit dem Hamburger Fußballverband und allen Werkstätten übergreifend eine Hamburger Auswahlmannschaft aufzustellen.

Ganz zum Schluss möchte ich mich bei Jens Bukowski und dem Zivi Benjamin für die Hilfe und Unterstützung bedanken. Wir waren und sind nicht nur eine gute Mannschaft ...,

... sondern ein sehr gutes Team. DANKE !

Lothar Strahl

Anfang des Jahres wurde ich gefragt, ob ich es mir vorstellen könne, die Fußballmannschaft von den Elbe-Werkstätten zu trainieren und sie bei den Special Olympics zu betreuen. Auf Grund meiner langjährigen Erfahrung (18 Jahre) im Jugend- sowie im Herren-/Amateurbereich von der Bezirksliga bis zur Verbandsliga stand ich erst sehr skeptisch der Aufgabe gegenüber. Bis zum heutigen Zeitpunkt bereue ich die Aufgabe nicht, denn meine Spieler sind mir sehr ans Herz gewachsen.

Wir hatten miteinander sehr viel Spaß, während der Vorbereitung (Training) und während der Special Olympics selbst. Trainiert wurde jeden Donnerstagnachmittag in Harburg am Nymphenweg. Das Training dauerte ca. zwei Stunden. Die Mannschaft war sehr neugierig und zog im Training voll mit. Ich zeigte ihnen an Hand von Hütchen, die ich aufgestellt hatte, die einzelnen Zonen und Laufwege.

In der Taktik lernten sie das Offensiv- und Defensivverhalten. Leider hatte der eine oder andere Spieler mit dem Defensivverhalten nichts am Hut. Dieses spiegelte sich auch in der einen oder anderen Partie wider. Aber die Mannschaft hat sich während des Turniers sehr gut verkauft. Sie ha-

ben alle gekämpft. Wenn es dann am Ende nicht geklappt hat, war es eben so.

Der Höhepunkt war natürlich das Werkstattduell gegen die Alsterdorfer Werkstätten. Wie meine Spieler mir sagten, hatten sie gegen diese immer sehr hoch verloren. (0:8, 0:12,...)

Nun war eine vernünftige Taktik angesagt. Ich erklärte ihnen im Defensivverhalten das „Doppeln“. Das heißt: Hohe Laufbereitschaft / Vorstufe zur Viererkette. Ein Spieler greift den in unserer Hälfte angreifenden Spieler an, versucht ihn an die Aussenlinie abzudrängen, und ein zweiter Mitspieler greift versetzt an und zwingt den Gegner zu einem Fehlpass.

In der ersten Halbzeit klappte es hervorragend, der Trainerkollege von den Alsterdorfer Werkstätten war sehr ratlos. Nach dem Spiel sagte der Trainerkollege mir, dass er so etwas gegen die Elbe-Werkstätten noch nie erlebt habe. Seine Spieler waren hilflos und kamen mit der Situation nicht zurecht.

Leider hatte das Spiel zwei Halbzeiten. Mit dem Seitenwechsel ging auch die bis dahin erfolgreiche Taktik (0: 0) verloren. Meine Spieler hatten leider über die Taktik alles vergessen und nichts mehr im Spiel entgegenzusetzen. Wir verloren nur mit 0:4 Toren. Nach dem Spiel umarmten sich



„Wir sind eine Visiten Das Redaktionsinterview mit den

Das „Großstadtrevier“ und die Elbe-Werkstätten waren jahrelang Nachbarn. Bis 1996 lag unsere Werkstatt Altona gleich um die Ecke von der „Revierwache 14“, dem Drehort des Großstadtreviers an der Mendelssohnstraße. Aus dieser Zeit haben sich noch gute Kontakte erhalten. Vor allem Ingo Pieper, Mitarbeiter in Altona, ist heute noch ständiger Gast bei den Dreharbeiten. Die große Begeisterung für die Vorabendserie setzt sich fort in die Schwindelfrei-Redaktion. So war es kein Wunder, dass der Wunsch laut wurde, einmal ein Redaktionsinterview mit Jan Fedder und Co. zu führen. Der ursprünglich geplante Termin am 9. Juni fiel leider den Dreharbeiten zum Opfer; ei-

nen Tag später jedoch klappte es. Den Schwindelfrei-Redakteuren Elisabeth Zekorn, Rüdiger Frauenhoffer und Dieter Basener, verstärkt um Ingo Piper und Matthias Behrmann aus der Altonaer Werkstatt standen Jan Fedder, Anja Nejarri, sowie Produzent Joerg Pawlik und Aufnahmeleiter Lutz Rabbach Rede und Antwort. Falls Euch, liebe Leser, der Name Anja Nejarri nichts sagt: Sie ist die neue Kollegin von Jan Fedder, die erst in der nächsten Staffel zu sehen sein wird. Ausstrahlungstermin: Ab Januar 2005.



„Ich spiel in einer Folge sowohl den Polizisten als auch den Schurken und begegne mir selber in einer Aufnahme“

Vor dem Studio an der Mendelssohnstraße: Jan Vedder mit Matthias Behrmann



„Karte für Hamburg“

Stars des „Großstadtreviers“



Bis Ende Juli



„Die Chemie zwischen mir und meiner Partnerin muss einfach stimmen.“

*Jan Fedder mit
Filmpartnerin
Anja Nejarri*

Schwindelfrei:

Jan Fedder, Ihr hattet ja wohl gerade eine besonders schwierige Szene zu drehen. Was war das?

Jan Fedder:

Ja, ich spiel' in dieser Folge sowohl den Polizisten als auch den Schurken und ich begegne mir selber in einer Aufnahme. Erst wird die eine Hälfte gedreht, dann

die andere und ich muss mir selber die Stichworte geben. Das ist nicht ganz einfach.

Schwindelfrei:

Wie lange bist Du eigentlich schon beim Großstadtrevier?

Jan Fedder:

Ich bin seit 1990 dabei, also jetzt 14 Jahre.

Schwindelfrei:

Du bist der große Star der Sendung. Ohne Dich wäre das „Großstadtrevier“ kaum vorstellbar. Aber Deine Assistentinnen wechseln in letzter Zeit ständig. Für die neue Staffel gibt es schon wieder eine neue Partnerin. Wie kommt das?

Jan Fedder:

Ich bin eben sehr anspruchsvoll... Nein, im Ernst: Die Chemie zwischen mir und meiner Partnerin muss einfach stimmen. Wir sind 10, 12 Stunden am Tag zusammen – länger als mit der Partnerin im wirklichen Leben.

Schwindelfrei:

Anja, wie lange weißt Du schon, dass Du beim „Großstadtrevier“ eine Hauptrolle übernehmen kannst?

Anja Nejarri:

Im Januar gab es ein Casting. Das war richtig hier auf der Wache mit Jan Fedder zusammen und das hat offensichtlich gut geklappt. Jedenfalls kam ein paar Tage später der Anruf und ich war happy: Endlich darf ich mal eine Polizistin spielen.

Elisabeth Zekorn
und Ingo Piper
befragen
Anja Nejarri



„Wir haben mit 21 Prozent die höchste Einschaltquote. Das sind bis zu 6 Millionen Zuschauer.“



„Dadurch, dass so viele Leute regelmäßig die Serie sehen, sind wir tatsächlich sehr bekannt. Aber das muss man auf sich nehmen, wenn man Schauspieler ist und solch eine Rolle spielt.“

Schwindelfrei:

Ist das Deine erste größere Rolle?

Anja Nejarri:

Nein, nein, ich bin schon längere Zeit Schauspielerin, seit 1995 genau gesagt. Und ich hab schon in einer Reihe von Sendungen und Serien mitgespielt, zum Beispiel in „Schwester Angela“.

Schwindelfrei:

Seit wann gibt es eigentlich das „Großstadtrevier“ schon?

Joerg Pawlik, Produzent:

Angefangen haben wir 1985. Erst in Billstedt und dann ab 1988 hier an der Mendelssohnstraße. Früher haben wir 13 Sendungen pro Staffel gedreht. Jetzt sind es 16. Das reicht für vier Monate Programm. Den Rest bestreiten wir mit

Wiederholungen und dann gibt es ja noch die große Sommerpause.

Schwindelfrei:

Es heißt, Ihr seid die beliebteste Vorabendserie. Ist das so?

Joerg Pawlik: Ja, wir haben mit 21 Prozent die höchste Einschaltquote. Das sind bis zu 6 Millionen Zuschauer. Sogar bei den Wiederholungen kommen wir noch auf 4 Millionen. Im Winter sehen uns mehr Menschen als im Sommer.

Schwindelfrei:

Das ist wirklich beeindruckend für eine Sendung, die um 7.00 Uhr abends ausgestrahlt wird. Seid Ihr überall in Deutschland gleich beliebt?

Jan Fedder:

Wir kriegen auch Post aus Bayern. Wir haben da richtige Fans.

Schwindelfrei:

Könnt Ihr irgendwo unterwegs sein, zum Beispiel in eine Kneipe gehen, ohne dass Ihr angesprochen werdet?

Jan Fedder:

Dadurch, dass so viele Leute regelmäßig die Serie sehen, sind wir tatsächlich sehr bekannt. Aber das muss man auf sich nehmen, wenn man Schauspieler ist und solch eine Rolle spielt.



Ingo Piper posiert
mit Serienstar
Jan Fedder



Schwindelfrei:

Ist der Polizistenalltag wirklich so, wie es in „Großstadtrevier“ zu sehen ist? Da läuft alles immer so wunderbar glatt. In jeder Sendung wird ein Fall gelöst oder auch mehrere. Ist das nicht ein bisschen idealisiert?

Jan Fedder:

Ja, sicher löst die Polizei nicht in einer Dreiviertelstunde ihre Fälle. Das muss eben im Krimi so sein. Aber wir suchen uns nicht nur die spektakulären Themen, sondern auch den Polizeialltag, die kleinen Sachen, wenn z.B. eine Katze weg ist oder so etwas. Ich glaube, wir sind schon ziemlich nah an der Realität der Polizei. Das bestätigen uns auch die Kolleginnen und Kollegen, die hier mitspielen. Ich

weiß gar nicht, ob das jedem klar ist: Wir haben immer Original-Polizisten als Komparsen dabei.

Schwindelfrei:

Wer denkt sich eigentlich die ganzen Geschichten aus?

Joerg Pawlik:

Wir haben pro Staffel acht Autoren eingesetzt, und die sind relativ frei mit ihrer Themenwahl. Die versuchen aber auch, jeweils aktuelle Themen aufzugreifen, z.B. den Motorrad-Gottesdienst am Michel oder den „Schlepperkrieg“ in Hamburg oder wir drehen auf dem Dom usw.

Schwindelfrei:

Die Serie macht Hamburg ganz schön populär, oder?

Joerg Pawlik:

Das kann man bestimmt sagen. Wir drehen ja auch gerne an besonders attraktiven Stellen. Und jede Sendung ist immer so etwas wie eine Visitenkarte für Hamburg.

Schwindelfrei:

Wird immer alles genau so gedreht, wie es im Drehbuch steht? Oder können die Schauspieler auch etwas am Text ändern?

**Lutz Rabbach,
Aufnahmeleiter:**

Das passiert schon mal, dass die Schauspieler sagen: „Das klingt nicht gut, das sage ich anders.“ Und wenn unterm Strich das Gleiche dabei rauskommt, dann ist es auch möglich.



Schwindelfrei:
Wie teuer ist eine Sendung?

Joerg Pawlik:
Ziemlich teuer. Wir haben immer 35 Leute vor Ort, die Schauspieler noch nicht mal mitgezählt. Dazu kommt die Verwaltung im Studio Hamburg usw. Und dann die ganze Nachbearbeitung, bis der Film sendefähig ist. Also, da kommen schon einige Kosten zusammen.

Schwindelfrei:
Ist der Film auch im Ausland zu sehen?

Joerg Pawlik:
Nein, wir senden zwar bundesweit, also in allen Sendeanstalten, denn das Vorabendprogramm wird von den einzelnen Sendern

bestritten, aber ins Ausland ist das „Großstadtrevier“ bis jetzt noch nicht verkauft. Es gibt Interesse, aber das wird nicht vor 2006 der Fall sein.

Schwindelfrei:
Noch mal zu Dir, Jan. Was machst Du eigentlich noch außer dem „Großstadtrevier“?

Jan Fedder:
Ich spiele links und rechts immer noch ein paar andere Rollen, aber nichts Kontinuierliches. In „Traumschiff“ zum Beispiel oder in den „Heimatgeschichten“, schon mal in einem „Tatort“, aber im Hauptberuf bin ich Dirk Matthies.

Schwindelfrei:
Daneben hast Du in letzter Zeit

als Sänger auf Dich aufmerksam gemacht. Du hast eine eigene Band, oder?

Jan Fedder:
Nein, das ist nicht meine Band. Die Band ist eigenständig, das sind die „Big Balls“, und manchmal trete ich mit ihnen gemeinsam auf. Wir haben auch eine CD gemacht.

Schwindelfrei:
Und Ihr seid auch auf Tournee?

Jan Fedder:
Na ja, wir haben verschiedene Auftritte, z.B. bei der „Kieler Woche“, in Hamburg in der Fabrik oder in Berlin. Ich werd' übrigens demnächst auch einmal in einer der Folgen singen.

„Wir senden zwar bundesweit, also in allen Sendeanstalten, denn das Vorabendprogramm wird von den einzelnen Sendern bestritten, aber ins Ausland ist das „Großstadtrevier“ bis jetzt noch nicht verkauft.“



Anja und Elisabeth haben einen Draht zueinander gefunden.



Schwindelfrei:

Du meinst, wie Manfred Krug das als „Tatort“-Kommissar immer gemacht hat?

Jan Fedder:

Wenn man das so sehen will...

Schwindelfrei:

Wie bist Du eigentlich zur Schauspielerei gekommen?

Jan Fedder:

Tja, Ballett war für mich zu anstrengend, da bin ich beim Schauspielen hängen geblieben. Nein, im Ernst. Meine Mutter war Tänzerin und wollte, dass ich eine Tänzerkarriere mache. Aber dann hab ich mich doch für die Schauspielerei entschieden.

Schwindelfrei:

Hast Du immer noch Lampenfieber?

Jan Fedder:

Ja, das hab ich und ich glaube, das ist auch gut. Das hält einen wach und zwingt einen, gut zu sein.

Schwindelfrei:

Und wie ist es bei Dir, Anja?

Anja Nejarri:

Ich mach das ja noch nicht so lange wie Jan. Und klar bin ich aufgeregt. Aber ich glaube auch, das gehört dazu. Das ist immer wieder ein Anreiz.

Schwindelfrei:

Wie lernst Du Deine langen Texte auswendig?

Anja Nejarri:

Ich lese erst einmal die gesamte Handlung und präg sie mir ein. Den Text für den Drehtag lerne ich dann immer drei Tage im voraus: Auf der Straße, beim Spazierengehen mit meinem Hund, rede ich dann immer laut vor mich hin und die Leute gucken mich schon mal komisch an.

Schwindelfrei:

Du hast einen Hund?

Anja Nejarri:

Ja, einen ganz süßen. Eine Terriermischung.

Lutz Rabbach:

Der hat mittlerweile Studioverbot. Der hat hier die Leute angefallen.

Anja Nejarri:

So'n Quatsch!

Schwindelfrei:

Bist Du eigentlich aus Hamburg? Für Jan ist das ja sein Markenzeichen, der Junge aus St. Pauli.

Anja Nejarri: Nein, ich hab lange in Berlin gelebt und dort gespielt, aber ursprünglich komme ich aus Köln, und da bin ich auch verwurzelt.

Schwindelfrei:

War es schwer, die Rolle zu bekommen? Gegen wie viele Konkurrentinnen hast Du Dich durchgesetzt?

Anja Nejarri:

Ich glaube, es waren zehn.

Joerg Pawlik:

Wenn wir eine Rolle neu besetzen müssen, dann suchen wir uns über die Agenturen Schauspielerinnen und Schauspieler, die in etwa unseren Vorstellungen entsprechen und laden sie zum Casting ein. Bei den Frauenrollen

sind es immer einige mehr, tatsächlich etwa 10. Bei den Männerrollen begnügen wir uns meistens mit 5. Wenn dann noch nicht die Richtigen dabei sind, dann geht es eben in die nächste Runde.

Schwindelfrei:

Wann ist die neue Staffel denn nun auch auf dem Bildschirm zu sehen?

Joerg Pawlik:

Ab Anfang 2005. Wir produzieren immer für das Folgejahr.

Schwindelfrei:

Heute ist ja wohl Euer letzter Drehtag. Dann gibt es eine längerer Pause?

Joerg Pawlik:

Heute müssen wir fertig werden. Heut Abend muss alles im Kasten sein. Dann gibt es noch mal eine kleine Abschiedsfeier mit allen Beteiligten und dann können alle in Urlaub gehen.

Schwindelfrei:

Vielen Dank, dass Ihr uns an Eurem letzten Drehtag diese Zeit zur Verfügung gestellt habt.

Jan Fedder:

Das habt Ihr vor allem Eurem Freund Ingo zu verdanken. Der gehört bei uns ja fast schon zum Team, er hat sogar schon zweimal als Komparse mitgespielt.



„Das habt Ihr vor allem Eurem Freund Ingo zu verdanken, er gehört bei uns ja fast schon zum Team.“



Unser Besuch beim „Großstadtrevier“

Das Schwindelfrei-Redaktionsinterview aus der Sicht von Redakteur Rüdiger Frauenhoffer

Donnerstag, 10.6.2004. Mal sehen, ob es heute klappt. Schon gestern haben wir, Dieter Basener, Rüdiger Frauenhoffer, Matthias Behrmann und

absoluten Fan von „Großstadtrevier“, der alle Folgen gesehen hat und sogar als Gast in Folgen zu sehen war, und mit meinem Freund Matthias Behrmann fah-

Ingo Piper kennen die dort alle. Auch Matthias wird von einigen begrüßt. Dann kommt Lutz Rabbach, der Aufnahmeleiter, und sagt uns: „Es dauert noch.“



Kleiner Imbiss zwischendurch

Elisabeth Zehkorn mit Lutz Rabbach von der Aufnahmeleitung des Großstadtreviers gesprochen. Aber das Interview kam leider nicht zustande.

Sieh an, Dieter ist schon da. Wir wollen zusammen zur Mendelssohnstraße fahren. Ich hab mich umgezogen und mich bei Thomas abgemeldet. Mit Ingo Piper, dem

ren wir gemeinsam zur Mendelssohnstraße 13. Elisabeth Zekorn ist von zuhause gekommen und auch schon da. Wir warten noch auf die andere Elisabeth, die Fotos machen will. Sie kommt mit der S-Bahn und hat einige Schwierigkeiten, die Adresse zu finden.

Nun stehen wir alle vor der Tür und es werden Fotos gemacht.

Drinnen beginnt schon wieder der Dreh. Noch ein kurzer Talk mit dem Aufnahmeleiter Lutz, dann Verabschiedung. Halt, nein, vorher gibt es noch Autogrammkarten von Anja und Jan...

Schließlich erscheint Anja Nejarri, die neue Filmkollegin von Jan Fedder, und Ingo fängt gleich an, mit ihr zu flirten. Wir fragen sie, was sie in der drehfreien Zeit macht. „Sommerferien“, sagt sie. Sie bietet uns etwas zum Essen an, ich schlage zu, auch andere.

In dem Moment kommt Jan Fedder, den wir begrüßen und gleich damit beginnen, ihm Fragen zu stellen. Auch Anja wird befragt. Auch Lutz Rabbach hat nun Zeit und er holt den Produzenten Joerg Pawlik dazu. Es muss schnell gehen. Natürlich wollen wir auch Fotos machen. Vor allem Fotos mit Jan und Anja. Drinnen beginnt schon wieder der Dreh. Noch ein kurzer Talk mit dem Aufnahmeleiter Lutz, dann Verabschiedung. Halt, nein, vorher gibt es noch Autogrammkarten von Anja und Jan.

Wir haben nun Feierabend und jeder geht oder fährt seinen eigenen Weg zurück nach Hause.

„Wir machen das, was andere sich nicht zutrauen“



Fünf Regeln für die Öffentlichkeitsarbeit in der Werkstatt

Werkstätten für behinderte Menschen haben nach wie vor mit einem großen Imageproblem zu kämpfen. Vorstellungen wie „Behindertenghetto“, „Bastelwerkstätten“, „Klammernstecken“ oder noch böser: „Ausbeutungsbetriebe“ stecken auch heute noch in den Köpfen einer wenig informierten Umwelt. Die Werkstätten wehren sich dagegen. In der einen oder anderen Form betreiben alle eine Öffentlichkeitsarbeit, geben Broschüren und Info-

blätter heraus, laden ein zum Basar oder zum Tag der offenen Tür. Dennoch: Eine durchgreifende Änderung hat es bis jetzt nicht gegeben. Was behinderte Menschen in Werkstätten wirklich tun, was sie leisten können und wie sie sich fühlen, bleibt einer breiten Öffentlichkeit verborgen. Vielleicht hat es damit zu tun, dass das Thema „Öffentlichkeitsarbeit“ ein Randthema ist, eines, das nicht mit der notwendigen Professionalität angegangen wird.



Material aus der Öffentlichkeitsarbeit der Elbe-Werkstätten



Stellen wir uns also einmal die Frage: Wie muss professionelle Öffentlichkeitsarbeit in Werkstätten aussehen? Unterscheidet sich Öffentlichkeitsarbeit für eine Werkstatt von der für einen anderen Betrieb? Und: Welche Regeln gelten hier eigentlich? Unterschiede, um diese Frage als erstes einmal aufzugreifen, gibt es natürlich hinsichtlich des Firmenziels und der Botschaft, die in die Öffentlichkeit transportiert werden soll, je nachdem, ob der Betrieb ausschließlich auf Profit ausgerichtet ist oder – wie die Werkstätten – andere Ziele verfolgt. Die Grundregeln für Öffentlichkeitsarbeit sind aber im Wesentlichen dieselben. Hier sind sie:

1. Als Erstes stellt sich die Frage: Wer ist zuständig für die Richtlinien der Öffentlichkeitsarbeit, das heißt für die Botschaft, die nach außen vermittelt werden soll? Sie muss in den Händen der Geschäftsleitung liegen und die Verantwortlichkeit muss eindeutig geregelt und allen Betriebsangehörigen bewusst sein. Für die Durchführung, für die Darstellung des Betriebes nach außen und innen und für das Erscheinungsbild, neudeutsch: Corporate-De-



sign, sollte es, wenn irgend möglich, ebenfalls eine zuständige Stelle geben, damit die Einheitlichkeit in der Aussage und in der Außenwirkung gewahrt bleibt.



Wenn sich also ein Geschäftsführer Mitwirkung auf seine Fahnen schreibt und im Alltag fällt er lauter einsame Entscheidungen, dann kann eine solche Zielsetzung das genaue Gegenteil von dem bewirken, was beabsichtigt ist.

2. Wenn die Zuständigkeitsfrage geklärt ist, gilt die nächste Überlegung nicht etwa schon, wie viele Betriebe meinen, der Zielgruppe, sondern zunächst einmal der Botschaft. Sie ist gekoppelt an die Ziele, die ein Betrieb sich selber setzt. Die Frage lautet: Wofür stehen wir ein? Für Weiterentwicklung in der Persönlichkeit? Für Autonomie und Selbständigkeit? Für Professionalität und Qualität? Oder vielleicht für innovative Angebote? Legen wir unseren Schwerpunkt auf unsere Kundenfreundlichkeit oder auf die Vielfalt unserer Arbeitsangebote? Es sollten nicht zu viele Ziele definiert werden, um Beliebigkeit zu vermeiden. Eine Vielzahl von Zielen lässt sich nicht überzeugend nach außen hin vertreten.

Sind die Ziele klar und damit die Botschaft, die die Öffentlichkeitsarbeit haben soll, dann muss sie bei jeder sich bietenden Gelegenheit direkt oder indirekt betont werden. Sie sollte in Berichte über neue Projekte ebenso einfließen, wie in das Interview mit der Lokalzeitung. Auch nach innen sollte die Geschäftsleitung und die Öff-

entlichkeitsarbeit die Ziele immer wieder herausstellen: in der Betriebszeitung, auf der Weihnachtsfeier und auf dem Jubiläum. Die Mitarbeiter der Werkstatt müssen Orientierung bekommen, an welchen Gesichtspunkten sie ihr berufliches Handeln ausrichten können und sie müssen innerlich mit der Firmenphilosophie übereinstimmen.

Es steckt allerdings eine Gefahr in solchen Zieldefinitionen: die Verantwortlichen sollten darauf achten, dass sie von der Realität auch gedeckt ist. Wenn sich also ein Geschäftsführer Mitwirkung auf seine Fahnen schreibt und im Alltag fällt er lauter einsame Entscheidungen, dann kann eine solche Zielsetzung das genaue Gegenteil von dem bewirken, was beabsichtigt ist. Dasselbe gilt für ein Ziel „Kundenfreundlichkeit“, solange sich ständig die Beschwerden häufen oder „gutes Betriebsklima“, wenn es unentwegt zwischen Leitung und Belegschaft kriselt. Öffentlichkeitsarbeit kann schließlich nur das verkaufen, was auch real vorhanden ist. Sie ist nichts anderes als ein Strahler, der sich auf einen bestimmten Vorzug richtet. Wenn der Strahler nur das Bühnenbild beleuchtet, dann geht die Sache schief.

3. Natürlich wird kein Betrieb ein definiertes Ziel hundertprozentig erreichen. Nach der Zieldefinition kommt also die Analyse. Ist das, was wir wollen und wie wir gesehen werden wollen, zu guten Teilen bereits vorhanden? Was stimmt noch nicht überein? Welche Gegebenheiten, welche Strukturen, müssen sich bei uns verändern? Aus diesem Soll-Ist-Vergleich ergeben sich Handlungsanweisungen und Schritte der Veränderungen für das Unternehmen.

4. Bis zu diesem Punkt handelt es sich bei dem notwendigen Vorgehen noch nicht um Öffentlichkeitsarbeit im eigentlichen Sinne, sondern um Organisationsent-



wicklung, die aber eine wichtige Voraussetzung für eine wirklich effektive Öffentlichkeitsarbeit darstellt. Ein klares Unternehmensprofil, eine Beschäftigung mit Stärken und Schwächen und ein aktiver Verbesserungsprozess sind die entscheidenden Voraussetzungen für eine gute Außendarstellung. Sind sie gegeben, kann man in einem weiteren Schritt die Definition der Zielgruppen für die Öffentlichkeitsarbeit vornehmen. Hier sollte man nicht die „breite Öffentlichkeit“ ins Auge fassen, sondern klar voneinander abzugrenzende Gruppen oder auch Personen festlegen, die als Multiplikatoren von Meinungen fungieren und auf die man gezielt einwirken kann. Medienleute gehören selbstverständlich ebenso dazu wie etwa Schulleiter und Lehrer, Unternehmer und Gewerkschafter.

5. Hat man seine Zielgruppen definiert, kann man sich an den fünften Schritt wagen, nämlich an die Frage: Wie erreiche ich diese Leute? Dabei geht es dann um die eigentliche Strategie der Öffentlichkeitsarbeit. An dieser Stelle kann es für größere Einrichtungen von Vorteil sein, sich eine Fachkraft für Öffentlichkeitsarbeit zu leisten. Geht die Werkstatt diesen Weg, muss sie dieser Fachkraft allerdings auch die entsprechende Stellung einräumen. Ein „Werkstattssprecher“ muss selber immer gut informiert sein, muss nah an den Entscheidungen der Geschäftsleitung sitzen und bei wichtigen Sitzungen und Konferenzen möglichst anwesend sein. Man sollte darauf achten, dass die Fachkraft die notwendigen Voraussetzungen mitbringt, d.h. etwas von der Presse- und Medienlandschaft versteht, kommunikativ und verbindlich ist und die Grundbegriffe der Presse- und Kommunikationsregeln beherrscht.

Die Fachkraft hat eine Doppelaufgabe: Sie muss die Ziele der Einrichtung nach außen – insbesondere in der Presse – lancieren und sie muss werkstattintern die

Kommunikation des Betriebes steuern.

Für die erste Aufgabe sollte sie immer wieder Gelegenheit für Pressemeldungen nutzen bzw. diese Gele-

Betrieb, auch ein verzweigter, wie die Elbe-Werkstätten GmbH, muss ein Gemeinschaftsgefühl entwickeln. Dafür muss der Austausch untereinander gewährleistet sein.

Die fünf Regeln der Öffentlichkeitsarbeit

- 1. Zuständigkeit klären**
- 2. Ziele und Botschaften definieren**
- 3. Soll-Ist-Analyse erstellen und Veränderungsprozess einleiten**
- 4. Zielgruppen definieren**
- 5. Strategien der Öffentlichkeitsarbeit festlegen und umsetzen**



genheiten auch selber schaffen, und sie sollte selber interessante, lebensnahe Berichte schreiben und herausstellen, was die Werkstatt leistet. Ein guter Weg ist auch, immer wieder wichtige Personen in die Werkstatt hinein zu holen und damit Aufhänger für die Presse zu schaffen über Werkstattthemen zu berichten.

In der Kommunikation nach innen geht es nicht nur um gedruckte Mitteilungen, so wichtig diese auch sind, interne Kommunikation geht darüber hinaus. Schließlich ist jeder angestellte Mitarbeiter, jeder Zivildienstleistende und letztlich jeder behinderte Mitarbeiter ein Botschafter der Werkstatt. Ein positives Betriebsklima befördert eine positive Außendarstellung. Also ist z.B. die Geburtstagsliste und der Glückwunsch des Geschäftsführers oder Betriebsleiters zum Geburtstag ebenso ein Instrument der Öffentlichkeitsarbeit wie das Dankeschön an die Zivis oder die Information an „Ehemalige“. Ein

Abschließend noch einmal die Eingangsfrage: Haben wir als Werkstätten für behinderte Menschen eine Chance, die Meinung der Öffentlichkeit über uns nachhaltig zu beeinflussen bzw. ins Positive zu ändern? Die Antwort lautet: Ja – wir haben sie, wenn wir Öffentlichkeitsarbeit gezielt und professionell betreiben und wenn wir selber unsere Arbeit positiv sehen und dieses Selbstbewusstsein nach außen ausstrahlen. Schließlich sind wir soziale Betriebe, die für diejenigen etwas tun, die sonst keine Arbeit finden. Und das nicht nur mit sozialem Engagement, sondern auch mit der erforderlichen Professionalität. Anders formuliert: Wir sind Spezialisten für das, was andere sich nicht zutrauen und wir machen unsere Sache gut. Wenn wir von diesem Bewusstsein selber durchdrungen sind, wird es nicht so schwierig sein, diese Botschaft auch in die Köpfe anderer Menschen einzupflanzen.

Dieter Basener



„Offene Briefe“

aus der Werkstatt

Die folgenden Briefe sind in den letzten Monaten in loser Folge in unserem internen Mitteilungsblatt „Elbe aktuell“ erscheinen. Redaktionsmitglied Dieter Basener wendet sich in ihnen – in anonymisierter Anrede – an unterschiedliche Personen und greift jeweils ein Problem auf, das nicht nur die jeweilige Person selber betrifft, sondern auch für eine Gruppe oder für die Werkstatt als Ganzes von Bedeutung ist.

Die Resonanz auf die in den Briefen geäußerten Überlegungen zeigt, dass sie viele Beschäftigte, aber auch Eltern und Außenstehende, zum Nachdenken, zum Teil auch zum Widerspruch angeregt haben. Die Redaktion hat sich deshalb entschieden, einen Teil dieser Briefe Ihnen, den Schwindelfrei-Lesern zugänglich zu machen in der Hoffnung, auch bei Ihnen eine Auseinandersetzung, vielleicht sogar eine Diskussion per Leserbrief über die angesprochenen Themen in Gang zu setzen.

Brief an eine Bekannte

Liebe Frau Weber,

In unserem Gespräch neulich haben Sie mich nach meiner beruflichen Tätigkeit gefragt und auf meine Antwort, dass ich in einer Werkstatt für Behinderte arbeite, geantwortet: „Das finde ich sehr aner kennenswert. Aber ist das nicht furchtbar anstrengend? Ich könnte so was nicht.“ Ich habe über diese Antwort nachgedacht und möchte Ihnen meine Sichtweise schreiben:

Ich erlebe den Umgang mit behinderten Menschen in einer Werkstatt nicht als anstrengend und das Personal ist sicher nicht bedauernswert. Die Arbeit mit ist eher angenehm und stimulierend. Das liegt an der Natürlichkeit, Herzlichkeit und Unverfälschtheit, mit der die meisten ihrer Umwelt begegnen. Sie verstecken ihre Stimmungen, Meinungen und Absichten nicht, bauen keine Fassade auf, reagieren direkt und spontan und dabei sehr sensibel. Sie beantworten Zuneigung mit Zuneigung, Offenheit mit Offenheit. Es lohnt sich, hinter der anfangs vielleicht irritierenden Fremdartigkeit ihres Äußeren die Persönlichkeit zu entdecken. Von ihrer inneren Stärke und Fähigkeit könnten wir „Nichtbehinderten“ oft etwas lernen.

Ich will geistige Behinderung nicht hochstilisieren: Auch behinderte Menschen haben ihre Schwächen, können anstrengend und „schwierig“ sein. Sie sind eben vielschichtige Persönlichkeiten wie wir alle.

Dennoch, die Werkstatt ist ein Ort zum Wohlfühlen. Hier bin ich „in bester Gesellschaft“ und ich würde Ihnen und allen anderen wünschen, dass Sie Erfahrungen im Umgang mit behinderten Menschen sammeln könnten. Ich bin sicher, es wäre eine Bereicherung für Sie.

**Mit besten Grüßen
Dieter Basener**

Brief an eine Praktikantin

Liebe Sylvia Remmer,

Voller Enthusiasmus bist Du in Deine Arbeit als Praktikantin bei den Elbe-Werkstätten gestartet mit dem erklärten Ziel: „Ich will behinderte Menschen fördern“. Ich möchte Deinen Elan nicht bremsen, aber verhindern, dass Du mit zu viel Schwung in die falsche Richtung läufst. Deshalb schreibe ich Dir ein paar nachdenkliche Worte.

Es geht mir um die mit dem Begriff „Fördern“ verbundene Haltung. Hier sind diejenigen, die „fördern“, dort die, die „gefördert werden“. Du willst, dass behinderte Mitarbeiter etwas lernen und sich entwickeln, dass ihre Einschränkung und deren Folgen sich verringern und sich ihre Fähigkeiten erweitern. Dein Ziel ist: Sie sollen, so gut es geht, teilnehmen können am alltäglichen Leben und damit mehr Zufriedenheit, Glück und Lebensqualität erreichen. So weit, so gut.

Das Entscheidende ist aber: Wer bestimmt diese Entwicklung? Denk einmal an Dich selber. Bist Du glücklich, wenn Du Dich ständig verändern, verbessern und etwas hinzulernen musst, was andere entscheiden? Oder bist Du dann glücklich, wenn Du selbst es bestimmen kannst, wenn Du „Du selbst“ sein kannst und von anderen so gemocht wirst, wie Du bist?

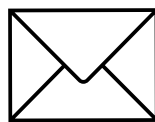
Im Begriff der „lebenslangen Förderung“, dem sanften Zwang zur ständigen Weiterentwicklung, verstecken wir eine negative Botschaft an behinderte Menschen: Du genügst unseren Ansprüchen nicht. So wie Du bist, können wir Dich nicht akzeptieren. Die Folge: Der behinderte Mensch verliert sein Selbstbewusstsein und das Gefühl des eigenen Wertes.

Vielleicht bist Du jetzt verunsichert und fragst Dich: Sollen behinderte Menschen sich nicht entwickeln dürfen? Natürlich sollen sie das, aber nicht fremdbestimmt, verbunden mit der Absicht, ihnen etwas „wegzutherapieren“, sondern so akzeptiert, wie sie sind und wie sie sein wollen, also nach ihrem eigenen Wunsch und Tempo.

**Mit freundlichen Grüßen
Dieter Basener**

Brief an eine Mutter

Sehr geehrte Frau Knopp,



Sie haben sich in letzter Zeit mehrfach an mich gewandt, um meine Vermittlung bei Auseinandersetzungen mit der Werkstatt zu suchen, die Ihre Tochter betrafen. Ich möchte hier nicht auf die Sache selber eingehen, sondern Ihnen meine Gedanken zum Verhältnis zwischen Eltern und Einrichtung schreiben.

Eltern behinderter Kinder und die professionellen Mitarbeiter in der „Behindertenarbeit“ haben für Ihr Engagement unterschiedliche Beweggründe und verfolgen unterschiedliche Interessen. Außerdem ist die Kommunikation zwischen ihnen auch noch ungleich angelegt – Stoff genug für Missverständnisse und Vorurteile. Schon die Ausgangslage ist unterschiedlich: Eltern sind ungewollt und unabweichlich mit der Behinderung ihres Kindes konfrontiert, sie erleben sich durch die Behinderung von ihrer Umwelt oft abgewertet und isoliert. Mitarbeiter von Einrichtungen haben ihr Arbeitsfeld

frei gewählt, verwirklichen sich in ihrer Arbeit, haben vielfältige Kontakte und sind sozial aufgewertet. Treten die behinderten Jugendlichen ins Erwachsenenalter, haben die Eltern oft schon eine lange Erfahrung von Alleingelassenwerden und Unverständnis hinter sich – auch durch „Fachleute“. Institutionen stehen sie dadurch skeptisch gegenüber, sehen sich in der Wächterrolle für ihr Kind, reagieren manchmal überempfindlich. Sie erleben sich selbst dabei als schwach, die Institution als übermächtig. Einrichtungsmitarbeiter wissen von dieser Vorgeschichte wenig, wenden sich vor allem den behinderten Mitarbeitern oder Bewohnern zu, sehen die Eltern in einer Randposition und hier oft als „ewige Nörgler“, was die Eltern wiederum verletzt. Eltern haben naturgemäß ihr eigenes Kind im Blick, wollen, dass es besonders berücksichtigt wird. Gruppenleiter müssen der ganzen Gruppe gerecht werden. Außerdem stellen

sie andere Anforderungen, haben andere Schwerpunkte, Entwicklungsziele und Werthaltungen als Eltern in ihrer häuslichen Erziehung.

Viele Gründe also für Enttäuschungen und Sprachlosigkeit im Verhältnis von Eltern und Einrichtungen. Zum Glück gibt es auch gute Beispiele für eine intakte Kommunikation. Meine Meinung: Beide Seiten sollten Verständnis für die unterschiedliche Sichtweisen des jeweils anderen aufbringen und davon ausgehen, dass er auf seine Art das Beste will. Miteinander zu reden und sich austauschen ist erfahrungsgemäß der beste Weg zum wechselseitigen Verständnis. Vom intakten Verhältnis zwischen Eltern und Einrichtungen hängt zu viel ab, als dass man es bei Vorurteilen, Beschuldigungen und wechselseitigen Verurteilungen bewenden lassen sollte.

**Mit freundlichen Grüßen
Dieter Basener**

Brief an zwei Beschäftigte der Elbe-Werkstätten

Lieber Udo, liebe Martina,

In unserem Gespräch neulich habt Ihr Euch massiv darüber beschwert, dass Ihr immer als ‚Behinderte‘ bezeichnet werdet: „Gegenüber Behinderten haben die Leute immer Vorurteile. ‚Die sind bekloppt,‘ sagen sie, ‚die können das alles nicht. Die können nicht mal lesen. Mit denen wollen wir nichts zu tun haben.“ Und Ihr habt verlangt, dass die Werkstatt das Wort „Behinderung“ nicht mehr benutzt.

Ich habe, glaube ich, verstanden, was Ihr meint. Schließlich hat jeder von uns Stärken und Schwächen, aber niemand möchte, dass ihm aufgrund einer Unzulänglichkeit die Achtung und der Respekt verweigert wird. Aber das genau passiert leider fast immer, wenn jemand über einen anderen sagt: „Der ist ja geistig behindert.“ Dieses Wort scheint ein Trennstrich zu sein zwischen den „Normalen“ und denen, die „anders“ sind. Kein Wunder, dass Euch der Begriff verhasst ist.

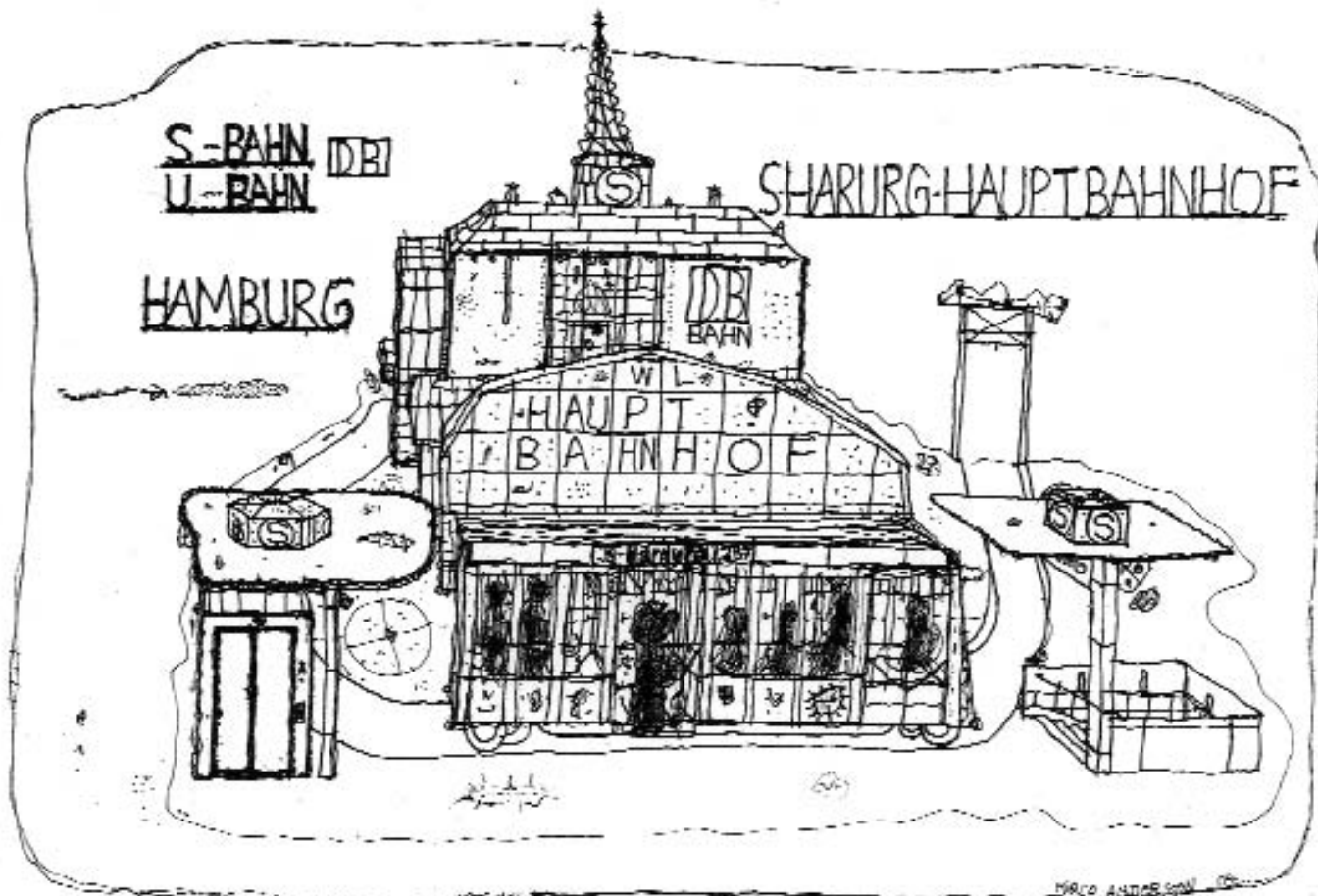
Ich weiß nicht, ob man für das Wort ‚Behinderung‘ einen besseren Begriff finden kann. Manche versuchen es mit dem Wort, „Menschen mit Lernschwierigkeiten“. Ich glaube aber, dass das auch nicht viel nützt. Manche Menschen brauchen jemanden, auf den sie herabsehen, manche haben einfach Angst vor dem, was sie nicht kennen und manche mögen es nicht, selber nicht perfekt zu sein und lassen dies an anderen aus.

Ich möchte Euch ermuntern: Verschließt Euch nicht aus Trotz oder Angst vor anderen Menschen, geht auf sie zu, gebt ihnen die Möglichkeit, Euch kennen zu lernen. Denn wenn sie Euch kennen, wird in den meisten Fällen das Vorurteil ganz von selbst verschwinden. Vielleicht versucht Ihr es einfach.

**Es grüßt Euch herzlich
Dieter Basener**

Abenteuer HVV

– oder: Wie kommt ein Rollstuhlfahrer mit öffentlichen Verkehrsmitteln vom Nymphenweg zur Schwimmoper?



Ein Tag nach der Eröffnungsfeier der Special Olympics wollten wir vom Berufsbildungsbereich unsere Teilnehmer in der Alsterschwimmhalle anfeuern. Also starteten wir gegen neun Uhr am Vormittag. Wir, das sind zwei Rollifahrer und vier Läufer. Der erste Bus an der Haltestelle Nymphenweg war zu voll. Der zweite Bus war zwar schon recht voll, aber es hätte noch gepasst. Hier scheiterte es dann am Willen des Busfahrers. In den dritten Bus passten wir nun alle rein. Beim Einsteigen wurde Rita fast aus dem Rolli geworfen, da die Rampe kaputt war und wir mit den Vorderädern hängen blieben. Die Reaktion des Fahrers: „Das kommt von den schweren Elektrorollis.“

Nun sind wir beim Harburger Hauptbahnhof. Auf zum S-Bahnsteig! Wo ist der Fahrstuhl? Wunderbar gleich beim Busbahnhof! Rein und runter. Als wir aussteigen, sind wir erstaunt, nicht auf dem Bahnsteig angekommen zu sein. Leider sind wir nur eine Ebene weiter unten. Ratlos sehen wir uns nach Hinweisschildern um. Nichts zu sehen! Ein Passant hilft uns weiter. Wir müssen eine steile Rampe runter, den gesamten S-Bahnhof durchqueren und eine Rampe wieder hoch zum Parkdeck.

Dieser Weg ist ausgeschildert, nur plötzlich kein Hinweis mehr auf den Fahrstuhl! Wir suchen und finden ihn.

Freude, Freude, Freude!!! Beim Betreten des Fahrstuhls wird Fares erst mal an den Beinen einge-

klemmt, da die Lichtschranke für Rollifahrer viel zu weit oben ange-
setzt ist.

Endlich auf dem S-Bahnsteig, rein in die S-Bahn und los bis zum Hauptbahnhof. Wunderbar, hat geklappt, am Hamburger Hauptbahnhof steigen wir alle aus. Mit der U-Bahn wollten wir weiter bis zur Lübecker- oder Lohmühlenstrasse. Edith erkundigt sich beim S-Bahnpersonal, ob es an diesen Haltestellen Fahrstühle gibt und ob diese denn auch funktionieren. Leider wussten die Herren dies nicht. Sie wussten auch nicht, wie sie es in Erfahrung bringen könnten. Wir überlegten uns dann, vom Hauptbahnhof aus zu Fuß zu gehen. Wie kommen wir vom Bahnsteig zur Strasse? Wir erfuhren, dass der Fahrstuhl am Bahnsteig schon längere Zeit defekt ist. Was



„Was war aufregender, die Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln des HVV oder die Wettkämpfe in der Schwimmhalle? Wir können uns nicht entscheiden. Wir können es nur unterscheiden: Das eine war negatives Entertainment, das andere war positives Entertainment.“

nun???? Edith schlug vor, mit Unterstützung von zwei starken Männern, ca. fünf standen vor uns, alles Personal der Hochbahn, die Rollis die Treppe hoch zu tragen. Leider erfolgte keine Reaktion der Herren. Deren Vorschläge waren dann: Erstens mit der nächsten S-Bahn zum Jungfernstieg zu fahren, wieder zum Hauptbahnhof zurück und den auf dem anderen Bahnsteig funktionierenden Fahrstuhl zu benutzen, um auf die Straßenebene zu gelangen. Zweitens hätten wir zum Dammtor fahren können, zum Stephansplatz rüberlaufen, um dann mit der U1 weiter zu fahren. Dort sollten Fahrstühle vorhanden sein, nur nützte das herzlich wenig, solange wir nicht wus-

sten, ob es an der Lübecker – oder Lohmühlenstrasse, wo wir ja aussteigen wollten, Fahrstühle gibt. Wie gesagt, das Personal wusste es auch nicht. Wir entschieden uns für Vorschlag Nr. 1. Also: rein, raus, rein, raus, und hoch und zu Fuß. Wir waren da! Auch in der Alsterschwimmhalle gab es diverse Barrieren, die wir aber mit freundlichem und zuvorkommendem Personal überwinden konnten. Den Rückweg bewältigten wir dann etwas besser, da wir die Wege schon mal gegangen waren.

Nur fragten wir uns, wie ein Rollifahrer die Rampen am Harburger Hauptbahnhof alleine schaffen soll. Wir kriegten unsere Leute kaum hochgeschoben.

Der krönende Abschluss war dann die Busfahrt vom Harburger Hauptbahnhof zum Nymphenweg. Die Fahrt glich einer Achterbahnfahrt. Die Rollis gerieten trotz angezogener Bremsen außer Kontrolle und schossen Richtung Mittelausgang. Der Fahrer sah dies, änderte seinen Fahrstil aber kein bisschen.

Was war aufregender: Die Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln des HVV oder die Wettkämpfe in der Schwimmhalle?

Wir können uns nicht entscheiden. Wir können es nur unterscheiden: Das eine war negatives Entertainment, das andere war positives Entertainment.

Anke Döding, Edith Lorenzen





Der Wohngruppenbeirat

Süderelbe



Unser Wohngruppenbeirat besteht aus sechs festen Mitgliedern, die alle in Wohngruppen von Leben mit Behinderung Hamburg e.V. leben. Ute Ganswind und Uriel Horn kommen aus einer Wohngruppe in Finkenwerder, Alexander Niemeyer und Karin Knutzen leben in Neugraben und Nancy Jung und Holger Knepper wohnen direkt in Harburg. Begleitet wird der Beirat von der Assistentin Claudia Kuckuck.

Die Mitglieder wurden im November letzten Jahres von allen Bewohnern der Wohngruppen von Leben mit Behinderung, die sich unterhalb der Elbe befinden (Neugraben, Harburg, Finkenwerder und Neßdeich), gewählt. Alle Mitglieder stehen für die Bewohner bereit, wenn diese Probleme haben und sich jemandem anvertrauen wollen, oder wenn jemand eine Idee für gemeinsame Feste oder Unternehmungen hat. Damit die Bewohner aus den Wohngruppen die Möglichkeit haben, sich mit einem Mitglied des Beirats zu unterhalten, haben drei Mitglieder einmal pro Woche eine Stunde „Sprechzeit“. Das heißt, dass sie in dieser Stunde zuhause sind und Zeit haben, sich über Wünsche und Belange zu unterhalten oder bei Sorgen zu helfen.

Nun noch einige Bemerkungen zu unserer Arbeit in den letzten Jahren:

Einmal im Monat treffen wir uns bei Kaffee und Kuchen, um über aktuelle Anliegen zu sprechen, oder um etwas zu planen. Die Treffen finden meistens in der Tagesstätte Falkenbek oder in unseren Wohngruppen statt. Aber auch andere Wohngruppen im Süderelbe-

Raum haben wir schon besucht, um uns den Bewohnern vorzustellen und um uns bekannt zu machen. Bei den Besuchen in den Wohngruppen haben wir dann erzählt, warum wir gerne im Beirat mitarbeiten und wozu der Beirat da ist.

Außerdem haben wir beschlossen, dass wir Bewohner, die an ihren Geburtstagen „nullen“, besuchen und gratulieren wollen. Deshalb haben wir an alle Briefe geschrieben und nachgefragt, wer das gerne möchte. Zu einem 50. Geburtstag konnten zwei von uns dieses Jahr schon mit einem Blumenstrauß gratulieren gehen. Wir wollen damit gerade älteren Menschen, die vielleicht keine Verwandten mehr haben und nur selten Besuch bekommen, eine Freude machen.

Im Sommer diesen Jahres haben wir auch geplant, einen Ausflug in den Wildpark Schwarze Berge mit allen unternehmungslustigen Bewohnern zu machen.

Wir besprechen auch Dinge, die uns als Menschen mit Behinderung besonders betreffen. Beispielsweise hat uns Anfang dieses

Jahres sehr aufgeregt, dass wir bei unseren Arztbesuchen auch die Praxisgebühr und die Zuzahlungen leisten müssen. Um unserem Ärger Luft zu machen, haben wir einen Brief an die Gesundheitsministerin Frau Schmidt geschrieben und ihr vorgerechnet, mit wie wenig Geld wir monatlich auskommen müssen. Viele andere Bewohner und Arbeitskollegen haben diesen Brief mit unterschrieben

Die Arbeit im Wohngruppenbeirat ist für uns ein wichtiger Bestandteil unserer Freizeit geworden. Wir sind zusammengewachsen und kümmern uns auch umeinander. Mit unserer Arbeit ist unsere Selbstverantwortung gewachsen. Ob es um die Einhaltung von Terminen geht, oder darum, sich um einen Anruf zu kümmern oder etwas mitzubringen: Jeder Beitrag ist hier wichtig!

Wir würden sehr gerne andere Wohngruppenbeiräte kennenlernen, um uns über unsere Arbeit auszutauschen! Falls Interesse besteht, hier zwei Telefonnummern
Nancy Jung: 040/778535 oder
Claudia Kuckuck: 04721/508999

„TAHU“



das Nachfolgeprojekt des Projektes „Ausgelagerte Arbeitsgruppen“

Seit Mai 2004 wird das Ziel, in Hamburg ausgelagerte Arbeitsplätze für Menschen mit Behinderung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu akquirieren und zu etablieren, in einem neuen Projekt mit Projektleiterin Eva Pfennig weiterentwickelt und umgesetzt. Sein Name: „Teilhabe von Menschen mit Behinderung am Arbeitsleben durch Platzierung in Hamburger Unternehmen“ (TAHU). Wie sein Vorgängerprojekt „Ausgelagerte Arbeitsgruppen“ ist es auf drei Jahre befristet, von allen vier Hamburger Werkstätten (Elbe Werkstätten GmbH, Hamburger Werkstatt GmbH, Winterhuder Werkstätten, alsterarbeit) gemeinsam konzipiert und vom Integrationsamt der Behörde für Soziales und Familie (BSF) gefördert.

Die Hauptaufgabe ist deutlich stärker als in den drei Jahren zuvor auf den Bereich der Akquisition von Außenarbeitsplätzen, insbesondere Gruppenaußenarbeitsplätzen ausgerichtet. Bei der Umsetzung von ausgelagerten Arbeitsgruppen ist es die Aufgabe von Frau Pfennig, drei Interessensebenen zur größtmöglichen Deckung zu bringen. Erstens die Seite der behinderten Mitarbeiter, zweitens die Seite des jeweiligen Hamburger Unternehmens, und drittens die Seite

des jeweiligen Integrationsbetriebes, in dem der Mensch mit Behinderung bisher Arbeits- und Beschäftigungsalltag erlebt (z.B. eine der Hamburger Werkstätten, die Hamburger Arbeitsassistenten, Integrationsfachdienst, Berufsbildungsbereiche).

Konkret hat Frau Pfennig bisher Folgendes erreicht und in die Wege geleitet:

- Das Lufthansa-Technik Projekt von alsterarbeit ist Mitte August mit einer „ausgelagerten Arbeitsgruppe“ bei alsterfemo in Kooperation mit Gabriel e.V. gestartet, und wird Anfang September auf dem Werftgelände von LH-Technik in HH-Fuhlsbüttel seine Arbeit beginnen. Inzwischen sind für den Start sechs Mitarbeiter mit Behinderung als Gruppe zusammengestellt und ein qualifizierter Gruppenleiter als Arbeitsanleiter gefunden. Für die Beschäftigten wird zur Zeit in einem Werkstattgebäude ein Aufenthaltsraum hergerichtet und die ersten Arbeitsaufträge werden im Außenbereich wie auch in ihrem Werkstattgebäude festgelegt.

- Es laufen Gespräche mit einem Hamburger Verpackungs- und Konfektionsbetrieb, dessen Inhaber daran interessiert ist, langfristig eine Außenarbeitsgruppe in seinem Betrieb zu installieren. Solche Vorhaben sind mit Geduld und langem Atem zu verfolgen, damit eine nachhaltige Etablierung gelingt.

- Es wurde ein Einzelarbeitsplatz bei einer Kfz-Werkstatt, Bereich Fahrzeugpflege, akquiriert. Der Werkstattbeschäftigte von alsterarbeit absolviert zunächst ein Praktikum und kann im Anschluss, nach erfolgreichem Ver-



Eva Pfennig

lauf in einem Außenwerkstattarbeitsplatz seiner täglichen Beschäftigung nachgehen.

- Als Arbeitsinstrumente sind von Frau Pfennig drei Profile (Individuelles Fähigkeitsprofil, Anforderungsprofil für einen geeigneten Gruppenleiter, Stellenprofil zu den Arbeitsinhalten in dem beschäftigenden Betrieb) entwickelt worden. Diese können wie oben beschrieben eingesetzt werden, um eine bestmögliche Übereinstimmung zwischen Bewerber mit Behinderung, dem potenziellen Hamburger Unternehmen und der jeweiligen Werkstatteinrichtung sicherzustellen.

Damit in den nächsten Monaten die Akquise unter Einsatz moderner Kommunikationsmitteln direkter am Markt erfolgen kann, verfolgt Frau Pfennig die Umsetzung eines Internetauftrittes von alster-intec e.V. mit eigener Website. Es existiert die Idee, ein Forum entstehen zu lassen, das den behinderten Mitarbeitern bzw. Arbeitssuchenden, den interessierten Unternehmen, den Werkstätten bzw. Integrationsdienstleistern und der Öffentlichkeit als Kontakt- und Informationsbörse dient. Um das Thema „Teilhabe von Menschen mit Behinderung am Arbeitsleben“ in den Köpfen der Menschen präsenter und in Zukunft selbstverständlicher zu machen, ist Frau Pfennig an unterstützenden Anregungen, Kooperation auf unterschiedlichen Ebenen und an Koordinationsangeboten interessiert.

Eva Pfennig

Nähere Informationen unter

Telefon: 040 / 50 77 34 21

Fax 040 / 50 77 38 56

e-mail: e.pfennig@alsterintec.de



Kerstin Brockmann

Die andere Perspektive

Eine Geschichte aus dem Autorenwettbewerb
von Elbe-Werkstätten und Books on Demand

Auch in dieser Schwindelfrei-Ausgabe möchten wir unseren Leserinnen und Lesern einen Beitrag aus unserem Autorenwettbewerbs „Verschieden ist normal“ präsentieren, diesmal einer, der zu den „Siegergeschichten gehört, also von der Jury für das Buch zum Wettbewerb ausgewählt wurde. Wer das Buch kaufen möchte: Es ist erschienen bei der Books on Demand GmbH, Nordstedt. Die Taschenbuchausgabe kostet 9,90 € und hat die ISBN-Nummer 3-8334-0602-X. Die Hardcoverausgabe mit Schutzumschlag und Lesebändchen kostet 18,90 €, (ISBN 3-8334-1494-4). Die Bücher sind erhältlich im Buchhandel oder im Internet unter www.bod.de.

Es war ein Irrtum gewesen. Renate hatte die Fototüte genommen, bezahlt, und auch die Kassiererin schien nichts bemerkt zu haben. Dann war sie, wie jeden Morgen, noch kurz zum Kiosk um die Ecke gejoggt und hatte sich die Zeitung geholt. Zuhause hatte sie den Wollmantel ausgezogen, ihre Tasche auf einen der weiß lackierten Holzküchenstühle gestellt und mit klammern Fingern Teewasser aufgesetzt. Schnell fing das Wasser an zu brodeln, und aus der Tülle des leicht verbeulten Kessels stieg eine Dampfsäule auf. Die linke Ecke des Küchenfensters beschlug mit

einem feinen Tröpfchenfilm. Wie Milchglas sah es jetzt aus, so dass Renate nicht mehr in den trüben Innenhof sehen konnte.

Erst, nachdem sie sich an den Tisch gesetzt und den ersten Schluck aus ihrer Teetasse genommen hatte, war ihr die Verwechslung aufgefallen. Die Fototasche lag auf der Zeitung, halb über der Schlagzeile „Hamburg: Hochburg der Singles“, und aus dem Umschlag zog Renate das Porträt einer fremden Frau. Sie hatte ein offenes, wenn auch etwas kantiges Gesicht und mochte vielleicht Ende zwanzig sein. Erstaunt sah Renate noch einmal auf die Tüte, und tatsächlich: Anna Feldmann stand darauf. Nicht Felsmann, wie sie selbst mit Nachnamen hieß.

Renate zögerte kurz, doch dann konnte sie nicht widerstehen und nahm mit einem prickelnden Gefühl der Vorfreude ein Foto nach dem anderen vom Stapel. In was für ein fremdes Leben würde sie nun eindringen?

Doch statt Gesichtern oder Urlaubsszenen zeigten die Bilder nur eins: die Natur. Einen Grashalm in Großaufnahme, an dem die dahinterstehende Sonne wie ein gelber Luftballon hing, Wolken am blauen Himmel, deren Spiegelbild in einer Pfütze schwamm. Im ersten Moment war Renate enttäuscht, doch dann nahm der ungewöhnliche Blickwinkel der Bilder sie zunehmend gefangen. Besonders das Bild eines Gänseblümchens berührte sie tief. Auf dem Blütenkopf lag ein großer Wassertropfen, und es sah fast so

aus, als ob sich darin eine weitere, noch kleinere Blüte befand. Renate musste spontan an ihren gläsernen Briefbeschwerer denken, den sie als Kind von ihrem Vater geschenkt bekommen hatte. Jahre später, als sie schön längst erwachsen war, war er ihr bei einem Umzug heruntergefallen und hatte seitdem eine angeschlagene Stelle an der Oberseite und weiter unten einen kleinen Sprung. Trotzdem hing sie an der Glaskugel mit der blauen Blüte darin, vielleicht sogar noch mehr als vorher. Sind es nicht manchmal gerade die fehlerhaften Dinge, die wir um ihrer Schwächen willen um so mehr lieben? Nachdenklich glitt Renates Blick in die Ferne, bevor er an einem Topf Geranien haften blieb, die auf der Fensterbank ihre verdorrten Köpfe hängen ließen. Was sollte sie nun tun? Mit einer ratlosen Handbewegung schob Renate die Fotos zurück in den Umschlag und warf einen Blick auf die Küchenuhr.

Mittlerweile war es bereits Mittag geworden, aber Renate sah in letzter Zeit wenig Sinn darin, für sich allein zu kochen. Dadurch hatte sie an Gewicht verloren, aber was machte das schon. Nur, dass sie jetzt öfter fröstelte, störte sie manchmal. Es war ein bisschen wie durchsichtig sein. Als wenn sie einen zerschlissenen Mantel tragen würde, durch den Wind und Novemberkälte ungehindert hindurch krochen. Seit es Winter war, schien ihr sowieso alles noch trostloser als sonst. Die Tage waren wie ein Stern aus verblichenem Transparentpapier – dünn und ohne Leuchtkraft. Renate



...In Hamburg spürt man das Wasser, auch dann, wenn man es nicht sieht, dachte Renate frierend, als sie sich am nächsten Nachmittag auf den Weg zur U-Bahn machte...

ging in den Flur und blätterte im Telefonbuch: Anna Feldmann, mit Adresse und Nummer. Stumm legte sie das Buch zurück in die Schublade.

Am Abend ging Renate früh zu Bett, konnte aber lange nicht einschlafen. Durch die zugezogene Gardine hindurch betrachtete sie die Schatten der Bäume, die sich scherenschnittartig gegen das Licht der Straßenlaterne abhoben. Stille umgab sie, tief und dunkel wie die Elbe. Im Treppenhaus hörte Renate eilige Schritte, die in die Wohnung über ihr gingen. Renate zog die Decke höher, starrte ein paar Minuten lang in die Dunkelheit, dann fasste sie einen Entschluss: Morgen würde sie Anna anrufen.

„Feldmann“, meldete sich eine seltsam spröde Stimme am anderen Ende der Leitung.

„Ja, hallo, mein Name ist Felsmann“, räusperte sich Renate. „Ich glaube, ich habe versehentlich Ihre Fototasche aus der Drogerie mitgenommen.“

„Ein Glück, dass Sie sich melden!“ Die Erleichterung war der jungen Frau deutlich anzuhören. „Wissen Sie, ich bereite gerade eine Ausstellung vor, und die Negative sind für mich unersetzbar. Normalerweise bringe ich die Filme immer ins Fotogeschäft, aber diesmal hab ich es nicht geschafft. Wo wohnen Sie denn, vielleicht kann ich die Bilder bei Ihnen abholen?“

Renate nannte ihre Adresse, beschrieb den Weg und fügte hinzu: „Das ist im dritten Stock.“

Anna zögerte kurz. „Was würden Sie davon halten, wenn wir uns statt dessen in dem Café treffen, in dem nächsten Monat die Vernissage stattfindet? Dann könnte ich

Sie zu einem Stück Kuchen einladen, als Dank für Ihre Mühe.“

Ganz schön eingebildet, fuhr es Renate durch den Kopf. Wahrscheinlich ist ihr meine Wohnung nicht gut genug. Trotzdem ging sie auf Annas Vorschlag ein und verabredete sich für den nächsten Nachmittag mit ihr. Später zog sie noch einmal das Porträtfoto aus dem Umschlag und betrachtete aufmerksam Annas herbe Gesichtszüge. Eine Künstlerin also. Nun, da hatte man vermutlich gut lachen.

In Hamburg spürt man das Wasser, auch dann, wenn man es nicht sieht, dachte Renate frierend, als sie sich am nächsten Nachmittag auf den Weg zur U-Bahn machte. Während sie ihre Schritte beschleunigte, streifte ihr Blick den schmalen Kanal, der neben der Straße vorbeiplätscherte. Das fahle Winterlicht brach sich auf dem Wasser. Traumsplitter, Lebenssplitter, die auf der trüben Brühe schwammen. Über den Häuserdächern ragte ein Baukran auf, der kirchturmähnlich in den Himmel wies und im Wind leicht nach links und rechts schwankte. In der Ferne zog schwefelig gelb ein Gewitter auf.

Als sie in der Innenstadt mit der Rolltreppe aus dem U-Bahnschacht auftauchte, hatte es bereits angefangen zu nieseln. Der feine Regen bildete silbrige Schnüre im Scheinwerferlicht der vorbeifahrenden Autos, die Leuchtreklamen über den Schaufenstern der Geschäfte spiegelten sich im nassen Asphalt. Renate schlug den Kragen ihrer braunen Cordjacke hoch und sah sich suchend um. Da war es!

Mit einem kräftigen Stoß öffnete Renate die Glastür des Cafés und betrat den in sonnigem Gelborange gestrichenen Raum. Wärme schlug ihr entgegen, der Geruch von Kaffee und feuchten Mänteln. Renate hingte ihre Jacke an die Garderobe, konnte aber niemanden entdecken, dem die Frau auf dem Foto ähnelte. Schräg hinter einer üppigen Palme saß ein grauhaariger Geschäftsmann, der in die „Frankfurter Allgemeine“ vertieft war, weiter hinten eine Gruppe leise diskutierender Studenten, aber keine Anna. Renate setzte sich in die Nähe des Fensters und bestellte sich ein Kännchen Kaffee. Während

...Nur, dass sie jetzt öfter fröstelte, störte sie manchmal. Es war ein bisschen wie durchsichtig sein. Als wenn sie einen zerschlissenen Mantel tragen würde, durch den Wind und Novemberkälte ungehindert hindurch krochen....





...Doch plötzlich wurde ihr klar, um wen es sich handelte. Die Haarfarbe, das leicht kantige Gesicht: Kein Zweifel, das musste Anna Feldmann sein. Das hatte sie nicht erwartet...

sie wartete, blieb ihr Blick an der Scheibe hängen, in der sich ihr Gesicht spiegelte. Mehrere Falten liefen darüber. Wie Laufmaschen, fand Renate. Sie sah auf ihre Uhr. Genau vier.

In diesem Augenblick ging die Glastür auf und eine rotblonde Frau im Rollstuhl rangierte sich geschickt ins Café hinein. Renate blickte flüchtig auf und wollte sofort wieder wegsehen. Doch plötzlich wurde ihr klar, um wen es sich handelte. Die Haarfarbe, das leicht kantige Gesicht: Kein Zweifel, das musste Anna Feldmann sein. Das hatte sie

...Wie oft gehe ich spazieren, ohne dass mir solche Details auffallen wie die feine Äderung eines Grashalms gegen das Licht....



nicht erwartet. Verlegen sah Renate auf ihren dampfenden Kaffee und rührte heftig mit dem Löffel darin, als Anna auch schon zielstrebig auf sie zu kam.

„Hallo, Sie müssen Frau Felsmann sein. Ich bin Anna Feldmann.“ Sie streckte ihr die Hand entgegen, die Renate wie im Zeitlupentempo ergriff.

„Ja, äh, ich weiß nicht, soll ich vielleicht mal einen Stuhl beiseite rücken?“ Renate sprang eifrig auf und schaffte Platz, damit Anna mit ihrem Rollstuhl bis an die Tischplatte heranfahren konnte. Ingeheim war sie froh, etwas zu tun zu haben, um ihre Unsicherheit zu überspielen. Nachdem Anna ihre Bestellung aufgegeben hatte, reichte

70 Renate ihr den Umschlag mit den Fotos

herüber und versuchte nervös, eine Unterhaltung in Gang zu bringen. „Ihre Bilder haben mich sehr beeindruckt. Wo haben Sie gelernt, so gut zu fotografieren?“

„Das hab ich mir selbst beigebracht“, antwortete Anna und fuhr sich mit allen zehn Fingern durch das vom Nieselregen feuchte Haar.

„Nach meinem Unfall vor drei Jahren lag ich mehrere Monate in einer Reha-Klinik. Ich wusste überhaupt nicht, wie es nun weitergehen sollte. Alles, was bis dahin mein Leben ausgefüllt hatte, schien sich mit einem Mal im Nichts aufzulösen. Wie ein Schiff, das hinterm Horizont verschwindet, nur mit dem Unterschied, dass alles von einem Moment zum nächsten passiert ist. Mein Psychologiestudium, das WG-Zimmer im zweiten Stock. Vor allem das Schwimmen! Sie können sich gar nicht vorstellen, was für eine Wasserratte ich mal war. Lauter Preise hab ich früher gewonnen. Und dann saß ich plötzlich querschnittsgelähmt im Rollstuhl. Damals hab ich angefangen, Fotos zu machen.“

Die Kellnerin kam und brachte den bestellten Apfelkuchen und eine Schale Milchkaffee für Anna.

„Bringen Sie mir bitte auch ein Stück?“, fragte Renate. Sie hatte mit einem Mal Lust, länger zu bleiben. Annas unbefangene Offenheit gefiel ihr, und sie wollte gern mehr von dieser Frau erfahren. Ermunternd lächelte sie ihr zu und legte dabei ihre Hände um die Kaffeetasche.

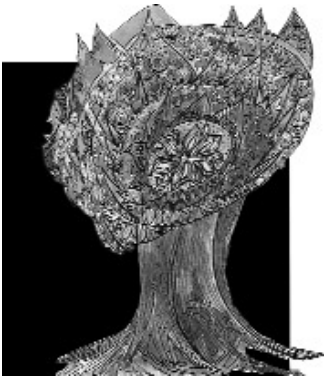
„Im Nachhinein war eigentlich alles weniger schlimm, als ich es mir anfangs vorgestellt hatte“, erzählte Anna weiter. „Als ich mich erst mal an den Rollstuhl gewöhnt hatte, konnte ich mein Studium

fortsetzen und sogar allein eine Wohnung beziehen. Die musste natürlich erst mal behindertengerecht umgebaut werden, aber trotzdem. Dass ich so unabhängig weiterleben würde, hätte ich mir nicht träumen lassen.“

Sie aß ein paar Gabeln voll Apfelkuchen und fügte nachdenklich hinzu: „Klar, ich habe vieles verloren. Aber dafür habe ich etwas anderes bekommen. Dadurch, dass ich mich von so vielen Dingen verabschieden musste, war ich gezwungen, Neues auszuprobieren. Und das war gut so. Ich glaube, früher habe ich viel oberflächlicher gelebt, vor allem in einem zu hohen Tempo. Seitdem ich im Rollstuhl sitze, sehe ich wesentlich genauer hin und bemerke Dinge, die ich früher gar nicht wahrgenommen habe.“

„Genau das macht den Reiz Ihrer Fotos aus“, erkannte Renate, der gerade ihr Kuchen serviert wurde. Inzwischen war ihr so warm geworden, dass sie ihren dunkelblau gemusterten Strickpullunder auszog und über die Stuhllehne hingte. „Wie oft gehe ich spazieren, ohne dass mir solche Details auffallen wie die feine Äderung eines Grashalms gegen das Licht. Aber in Ihren Bildern steckt noch viel mehr, nämlich eine tiefe Symbolik. Man spürt einfach, dass Sie sich vor dem Auslösen der Kamera ganz genau überlegt haben, was Sie ausdrücken möchten.“

„Stimmt!“, strahlte Anna. „Das ist es, was ich vorhin gemeint habe, als ich sagte, ich hätte etwas bekommen. Ich denke heute mehr nach als vor dem Unfall, lebe bewusster und kann mich auch besser in andere einfühlen. Vielleicht hilft mir das sogar, wenn ich mein Psychologiestudium abgeschlossen



...„Was ist schöner?“, fragte Anna mit herausfordernd blitzenden Augen zurück. „Eine schlanke, junge Birke? Oder eine knorrige, alte Eiche mit dichtem Blätterdach?...

habe. Einem Menschen, der selbst Leid erlebt hat, glaubt man vermutlich eher, dass er einen wirklich versteht.“

Eine Weile war es still. Nur das Klappern von Geschirr und die gedämpften Wortfetzen der Nachbarische waren zu hören, während beide Frauen ihren Gedanken nachgingen.

„Natürlich bin ich auch traurig darüber, nicht mehr laufen zu können,“ setzte Anna etwas leiser hinzu. Dabei glitt eine feine Röte über ihr Gesicht. „Manchmal denke ich, warum können wir Menschen nicht wie Seesterne sein? Wenn denen einer ihrer Arme abhanden kommt, wächst einfach ein neuer nach.“

„Vielleicht deswegen, weil wir Menschen ganz andere Möglichkeiten haben, damit umzugehen?“, meinte Renate. „Wenn ich Sie so erlebe, habe ich den Eindruck, dass Sie an diesem Unglück an anderer Stelle gewachsen sind. Nämlich innerlich.“

Annas Gesicht verfärbte sich in noch tieferes Rot, wie eine Koralle sah sie jetzt aus mit ihrem kupferfarbenen Schimmer im Haar und den glühenden Wangen. „Wissen Sie was? Ich würde Sie unheimlich gern mal fotografieren“, sagte Anna und betrachtete prüfend Renates Gesichtszüge.

„Mich?“, wehrte Renate ab. „Um Himmels willen. Ich bin viel zu unscheinbar, und noch dazu die

vielen Falten. Nein, lieb gemeint, aber besser nicht.“ Zur Bekräftigung schüttelte sie energisch den Kopf.

„Was ist schöner?“, fragte Anna mit herausfordernd blitzenden Augen zurück. „Eine schlanke, junge Birke? Oder eine knorrige, alte Eiche mit dichtem Blätterdach? In der Natur sehen wir das wesentlich lockerer. Ich mag Ihr Gesicht, weil es eine Geschichte erzählt. Falten sind nichts anderes als Lebenslinien. Das finde ich viel interessanter als ein glattes, aber leeres Gesicht.“

Verblüfft sah Renate Anna an. So hatte sie das noch nie betrachtet. Für den Bruchteil einer Sekunde tauchte ihr angeschlagener, gläserner Briefbeschwerer vor ihrem inneren Auge auf. Die Blüte darin von unvergänglicher Schönheit, ein Stück konservierter Erinnerung. Aber erst durch den feinen Riss und die Delle wirklich kostbar und unverwechselbar.

„Also gut“, entschied sie nach kurzem Überlegen. „Ich lass’ es drauf ankommen.“

Sie verabredeten sich für das nächste Wochenende in Annas Wohnung. Dann verabschiedete sich Renate, weil Anna noch mit der Café-Besitzerin über ihre bevorstehende Ausstellung sprechen wollte. Als sie einander die Hände drückten, sagte Renate leise: „Ich bin froh, dass ich Sie kennen gelernt habe. Vielleicht verbindet uns mehr als nur ein ähnlicher Nachname.“

Draußen war der Nieselregen inzwischen in Schnee übergegangen. Auf dem Gehweg hatte sich ein hauchdünner Teppich gebildet, milchweiß, malerisch, und die Flocken wirbelten immer dichter durch die anbrechende Dämmerung. Autos und Busse fuhren nur noch im Schrittempo, und vor den Geschäften hatte man angefangen, Schnee zu fegen. Renate vergrub die Hände tief in den Jackentaschen, aber ihr war nicht kalt. Ein etwa sechsjähriger Junge mit Segelohren glitschte neben ihr über den vereisten Bürgersteig, während seine kleine Schwester an der Hand ihrer Mutter auf und ab hüpfte und mit der Zunge einzelne Schneeflocken auffing. Renate musste lächeln. Ihr war seltsam leicht zumute, wie ein bunter Drachen segelte sie von dieser Stimmung getragen durch die Dunkelheit.

„Soll ich Sie unterhaken?“ fragte sie eine alte Frau, die sich an einem Mauervorsprung festhielt und unsicher zur U-Bahnstation auf der gegenüberliegenden Straßenseite hinüber blickte. Renate half ihr bis in den Zug nach Othmarschen, dann stieg sie in ihre eigene Bahn, die sie leise summend nach Hause schaukelte.

Auf der dicht verschneiten Wiese vor dem Bahnhof hatten ein paar Kaninchen in großen Bögen ihre Abdrücke hinterlassen. Eine Gruppe Spatzen jagte am Ausgang nach Krümeln, die einem jungen Mädchen mit geringeltem Schal beim Abbeißen von ihrem Brötchen heruntergefallen waren. Renate blieb kurz stehen, um die Vögel dabei zu beobachten. Sie hatte ja alle Zeit der Welt. Bevor sie die hell erleuchtete Station endgültig verließ, um nach Hause zu gehen, machte sie noch beim Blumenhändler Halt. Blassgelbe Rosen, weiße Chrysanthemen, mit Moos geschmückte Tannenzweige – das alles konnte sie nicht locken.

Entschlossen griff sie nach einem Weihnachtsstern, rot und kraftvoll wie das Leben.

Kerstin Brockmann, 1968 geboren, veröffentlicht seit 1985 Lyrik und Kurzgeschichte. Bekannt wurde sie durch Lesungen, unter anderem am Literaturtelefon der Hamburger Kulturbehörde, und die Veröffentlichung mehrerer Gedichte in Anthologien (z.B. in „Erschrick nicht vor dem Rot meiner Lippen“, Ullstein Verlag). Neben ihrem Studium war sie als Autorin für den NDR, den „Feinschmecker“ und die „Harburger Rundschau“ tätig, seit 1999 ist sie Redakteurin bei der Zeitschrift „Vital“.



Das neue HSV-Museum

Weil ich ja immer noch ein großer HSV-Fan bin, habe ich mit meiner Mutter nun schon zweimal das neue HSV-Museum besichtigt. Das hat mir sehr gut gefallen.



HSV-Fan Barbara Bartsch

Zuerst werden die drei HSV-Stadien gezeigt: das ganz alte an der Rothenbaumchaussee, dann das Volksparkstadion und das neue AOL-Stadion. Es ist ein kleines Kino da. Herr Toppmöller zeigt die vielen Tore, die der HSV geschossen hat. Und dann kommt die Schatzkammer, da stehen alle Pokale in einer Vitrine. Man kann auf einem Sofa sitzen und die Pokale betrachten. Da ist mein Lieblingsplatz. Meine Mutter hat gesagt, der HSV besteht schon 117 Jahre. Alle Spieler haben Sachen gespendet, die dort ausgestellt sind. Am liebsten gehe ich mit meiner Mutter noch in das HSV-Restaurant „Die Raute“

„David Hasselhoff? Singen kann der gar nicht!“

Interview mit Birgit Hahn, der Starmoderatorin von Radio Hamburg

Schon in einer der letzten SCHWINDELFREI-Ausgaben fand sich ein Interview mit der beliebten Radio-Hamburg-Moderatorin Birgit Hahn. Dieses Interview führte Rüdiger Frauenhoffer. Nun hat Matthias Behrmann noch einmal nachgelegt. Zusammen mit seinem Betreuer Birko Remesch besuchte er Birgit im Rundfunkgebäude am Speersort und stellte ihr einige Fragen. Hier der Wortlaut:

Matthias Behrmann:
Wie bereitest Du Dich morgens auf Deine Sendung vor?

Birgit Hahn:

Also, die Vorbereitung der Sendung beginnt schon direkt nach der Sendung, d.h. am Nachmittag. Ich überlege mir mit meiner zuständigen Redakteurin, das ist z.Zt. eine Volontärin, die heißt Antje, was wir am nächsten Tag machen und dann überlegen wir uns, ob ich noch rausgehen muss, ob ich sogenannte O-Töne, d.h. wenn man Leute auf der Straße nach der Meinung fragt, ob das noch eingeholt werden muss. Die fliegen uns ja nicht einfach zu. Und dann überlegen wir uns schon mal, was wir wann in welcher Stunde machen. Und dann komme ich, meine Sendung beginnt ja so um 10.00 Uhr morgens, komme ich also morgens um 8.00 Uhr, guck mir den Sendeplan an, da steht inzwischen dann die Musik drin von der Musikredaktion, und daraufhin versuche ich halt die Sachen, die ich vorbereitet habe, mit der Moderation zu verbinden und schreib mir dann meine Texte grob auf.

Matthias Behrmann:
Trinkst Du Tee oder Kaffee?

Birgit Hahn:

Ich trinke zuhause nur Tee und morgens erst natürlich auch Tee. Wenn ich dann hier bin, brauche ich so zwei, drei Tassen Kaffee, um richtig in Schwung zu kommen. Hartes Journalistenleben!

Matthias Behrmann:
Wann ist eigentlich der „Ostermarathon“ bei Euch auf HH 1?

Birgit Hahn:

Tja, der beginnt erschreckenderweise Ostern dieses Jahr, und zwar von Ostersonntag bis zum Ostermontag.



Matthias Behrmann:
Wie findest Du David Hasselhof?

Birgit Hahn:

Ganz ehrlich? Nicht so toll. Nein, also, er ist zwar so ein Megastar. Aber für „Nightrider“ war ich irgendwie zu alt oder so. „Baywatch“ habe ich nie richtig geguckt. Ich weiß, was er alles so gemacht hat und muss ihn dafür auch bewundern, weil er wirklich ein Weltstar ist. Und als er hier war, das war ganz großartig. Er war sehr sympathisch und hat alles mitgemacht. Aber für mich persönlich ist das nichts. Ich finde ihn nicht besonders toll als Schauspieler, ich finde ihn nicht besonders attraktiv und singen kann er, tut mir leid, David, wenn du das jemals hörst, singen kannst du gar nicht.

Matthias Behrmann:
Was ist Dir Besonderes in diesem Jahr passiert?

Birgit Hahn:

Besonderes? In diesem Jahr? Das ist ja noch ziemlich jung. Ach so, ich bin Tante geworden, zum zweiten Mal. Das ist passiert.

Matthias Behrmann:
Hast Du schon eine Familie, Birgit?

Birgit Hahn:

Nein, ich bin noch Single.

Matthias Behrmann:
Wie verstehst Du Dich mit Deinen Kollegen?

Birgit Hahn:

Willst Du das wirklich wissen? Wirklich? Wir verste-

hen uns hervorragend! Das ist wirklich so. Die Arbeit macht Spaß und mit den Kollegen ist es doppelt so gut. Wir sind ein Super-Team und es gibt keinen, mit dem ich nicht ein Bier trinken gehen würde. Wir machen Scherze untereinander, gehen sehr locker miteinander um und ein wirklich böses Wort fällt nie.

Matthias Behrmann:
Was machst Du in Deiner Freizeit?

Birgit Hahn:

In meiner Freizeit treffe ich mich sehr, sehr gern mit Freunden zum Plauschen. Ich geh sehr gern ins Kino und ab und zu auch mal gerne Essen. Am Wochenende in die „Schanze“ oder auf den Kiez. Richtige Hobbys hab ich nicht, höchstens mit Freunden losgehen, das mach ich sehr ausgiebig und sehr gern.

Matthias Behrmann:
Wie versenke ich meinen Chef?

Birgit Hahn:

Das ist ganz einfach. Da bist Du bei Radio Hamburg genau an der richtigen Adresse. Das machen wir nämlich einmal die Woche. Wir starten immer freitags mit „Schefferversenken“. Das einzige, was man tun muss, ist a) einen Scheffe haben und ihn anmelden, und zwar per Fax. Einfach anmelden bei der Fax-Hotline 01805-103608, ganz kurz den eigenen Namen draufschreiben, Namen von Scheffe, von was er Scheffe ist und warum Du ihn versenken willst. Und dann läuft das.

Matthias Behrmann:
Ich dank Dir für das Gespräch.

„Wir sind ein Super-Team und es gibt keinen, mit dem ich nicht ein Bier trinken gehen würde.“



Ich heiße Georg, bin 45 Jahre alt und habe elf Jahre in den Elbe-Werkstätten gearbeitet. Jetzt bin ich in Rente, weil ich sehbehindert bin. Ich suche eine liebe Frau zum Klönen und für die Zukunft.

Bitte meldet Euch unter Tel.: **765 62 74** bei mir

Georg Schmitz
Winsener Str. 45
21077 Hamburg

Schwindelfrei im Rückblick

Vor 15 Jahren

In der dritten Ausgabe von „Schwindelfrei“ von September 1989, berichtete unser Magazin unter der Überschrift „Betroffen?“ über Meinungen und Einstellungen der WerkstattmitarbeiterInnen zum Thema Politik. Der gerade aktuellen Euthanasie-Diskussion, ausgelöst durch den „Bioethiker“ Peter Singer, widmeten wir ein „Schwindelfrei Aktuell“ mit dem Titel „Euthanasie bald wieder möglich?“, sowie ein Schwindelfrei-Streitgespräch.

Weitere Themen:

- Die Einweihungsfeier in der Mendelsohnstraße
- ein Bericht über das neu aufgebaute Zeltmateriallager in Altona
- ein Beitrag über den Werkstatttag in Frankfurt sowie
- ein Bericht über Arbeitsplätze für behinderte Menschen in der DDR.

Vor zehn Jahren

Im Sommer 1994, hieß das Titelthema „Heimat WfB?“ Es umfasste Aussagen von MitarbeiterInnen, Eltern und Gruppenleitern über die besondere Beziehung von Werkstattmitarbeitern zu ihrem Arbeitsplatz. Dazu gab es einen Kommentar mit der Überschrift „Die Werkstatt – ein Betrieb, auf den wir stolz sein können.“

Weitere Themen:

- Ein Bericht über das neue Stadthaus-Hotel
- das Theaterstück „Traum und Wirklichkeit“
- ein Fahrtraining im neuen Niederflurbus und
- ein Bericht über die Verabschiedung von Rehaleiterin Karin Dieckmann.

Vor fünf Jahren

In der Sommerausgabe 1999, stellten wir unter dem Titel „Lauter Originale“ 15 Menschen vor, die in den Elbe-Werkstätten tätig sind. Motto: „Das Beste an einer WfB sind ihre Mitarbeiter.“

Das Beste an einer WfB sind ihre Mitarbeiter!

Weitere Themen:

- Die neue Außenarbeitsgruppe bei der Phoenix AG
- eine Werkstattreise nach Israel
- ein Schwindelfrei-Interview mit der damaligen CDU-Abgeordneten Birgit Schnieber-Jastram und
- eine Umfrage unter Prominenten mit der Fragestellung „Was fällt Ihnen spontan zum Begriff Werkstatt für Behinderte ein?“

Aus der Redaktion



Das Schwindelfrei-Redaktionsteam hatte sich für die hier vorliegende Ausgabe wieder einmal ein großes Interview vorgenommen: Ein Gespräch mit Darstellern und Machern der Hamburger Kultserie „Großstadtrevier“. Wir mussten allerdings feststellen, dass es nicht ganz einfach ist, ein Gespräch mit so vielen Akteuren zustande zu bringen. Nur die guten Beziehungen unseres Zeltverleihs zum Film-Team und die Beliebtheit des Elbe-Mitarbeiter Ingo Piper, der schon seit vielen Jahren am Drehort des "Großstadtreviers" ein und aus geht, ermöglichten zu guter Letzt doch ein Gespräch. Allerdings erst im zweiten Anlauf. Einmal mussten wir unverrichteter Dinge wieder abziehen, weil eine Verzögerung der Dreharbeiten den Termin plätzen ließ. Auch am zweiten Tag sah es nicht gut aus für uns, Hauptdarsteller Jan Fedder hatte Rückenprobleme. Der Dreh war sehr knifflig und zu allem Überfluss war dies auch noch der letzte Drehtag vor der Sommerpause. Trotzdem: In der Mittagspause bekamen wir die Hauptdarsteller, den Produzenten und den Aufnahmeleiter zu fassen und heraus kam doch noch ein interessantes und aussagekräftiges Interview. Fast drei Stunden haben wir am Drehort verbracht und dabei eine Menge Live-Atmosphäre mitbekommen. Natürlich sprangen für uns Redakteure auch die begehrten Fotos und Autogrammkarten heraus.

Sie sehen, liebe Leser, Redakteur zu sein ist eine zwar schwierige, aber durchaus lohnende Tätigkeit. Wir hoffen, dass Ihnen unser Interview und die anderen Ergebnisse unserer Redaktions-Bemühungen auch in dieser Ausgabe wieder gefallen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihre Schwindelfrei-Redaktion

Autoren dieser Ausgabe

Bartsch, Barbara – Mitarbeiterin in der Verpackung im Betrieb Altona • Basener, Dieter – Öffentlichkeitsarbeit der Elbe-Werkstätten • Behrmann, Matthias – Mitarbeiter im Zeltverleih des Betriebs Altona • Döhring, Anke – Gruppenleiterin im Berufsbildungsbereich Harburg 1 • Frauenhoffer, Rüdiger – Mitarbeiter der Buchbinderei im Betrieb Altona • Janovsky, Birgit – Sachbearbeiterin „Reha-Entwicklung“ • Jung, Nancy – Mitarbeiterin der Druckerei, Harburg 1 • Knapp, Rainer – Geschäftsführer der GWW Sindelfingen • Lorenzen, Edith – Gruppenleiterin im Berufsbildungsbereich Harburg 1 • Lütjens, Jürgen – Geschäftsführer der Elbe-Werkstätten • Maderyc, Maria – Senatsdirektorin in der Behörde für Soziales und Familie • Pfennig, Eva – Projektleiterin Alsterintec • Pump, German – Psychologe bei den Winterhuder Werkstätten • Sass-Nymmerga, Jens – Leiter des GaLa-Projektes • Schulz, Fritz – Vorsitzender des Elternbeirates der Elbe-Werkstätten • Stengler, Karl - Geschäftsführer des Vereins für Behindertenhilfe • Strahl, Lothar – Gruppenleiter in der Industriemontage, Harburg 2 • Vogel, Ralf E. – Abteilung „Reha-Entwicklung“ der Elbe-Werkstätten •

Impressum

Redaktion: Dieter Basener (db), Rüdiger Frauenhoffer (rf), Elisabeth Zekorn (ez)
Fotos: Berthold Asche, Dieter Basener, Lisa Bruchwitz, Martina Denecke, Hauke Evers, Kim Gerdes, Astrid Johannsen, Edeltraud Schlett, Lothar Strahl,
Layout: Artbüro Schmara, Tel. 040 / 768 15 64, artbuero@schmara.de
Titelbild: Axel Nordmeier
Cartoons: Torsten Schäfer
Texterfassung: Schreibbüro Jutta Mottig, Harburg
Druck: Druckerei der Elbe-Werkstätten
Auflage: 3.000 Exemplare
e-mail, Tel., Fax: schwindelfrei@ew-gmbh.de, Tel.: 040 / 760 19-217, Fax: 040 / 760 19-273
EW-Webside: www.ew-gmbh.de

Möchten Sie uns durch eine Spende unterstützen, überweisen Sie diese bitte unter dem Stichwort „Schwindelfrei“ auf das Konto der Elbe-Werkstätten bei der **SEB Bank AG - BLZ 200 101 11 - Kontonummer 1171 146 400**. Sie können sich Ihre Spende von unserer Finanzbuchhaltung bescheinigen lassen.



„Wenn man **Arbeit** hat,
dann ist alles **O.k.**“

EW

Elbe-Werkstätten GmbH

Gut, dabei zu sein!

Arbeit darf ruhig Spaß machen.